E. L. Bulwer's

# Werke.

Aus dem Englischen.

Fünfzigstes Bändchen.

Zweites Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1836.

# Rienzi
# der letzte Tribun.

Ein Roman

von dem

Verfasser des Eugen Aram, Devereux 2c.

Aus dem Englischen

von

Gustav Pfizer.

In sieben Bändchen.

Zweites Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1836.

# Eilftes Kapitel.

## Nina di Raselli.

„Ich sage dir Lucia, ich mag diese Stoffe nicht; sie stehen mir nicht. Sahst du je eine so armselige Farbe? dieses Purpurroth um Gotteswillen! dieses Carmoisin! Warum gabst du zu, daß der Mann sie da ließ? Laß sie ihn morgen hintragen wo er will. Sie mögen den Signora's auf der andern Seite der Tiber anstehen, die sich einbilden, Alles was aus Venedig kommt, müße vollkommen seyn; aber ich, Lucia, ich sehe mit meinen eignen Augen und urtheile nach meinem eignen Verstand."

„Ach, liebe Herrin," sagte die Dienerin, „wenn Ihr wäret, was Ihr ohne Zweifel einmal früher oder später werdet — eine vornehme Signora: mit welchem Anstand würdet Ihr Euch auf einem solchen Ehrenplatz benehmen! Heilige Cäcilia! keine andre Dame in Rom würde man ansehen, so lang Signora Nina da wäre!"

„Wollten wir sie nicht lehren, was Pracht heißt?" antwortete Nina. „Ach, was für Feste wollten wir halten! Sahst du nicht von der Gallerie aus die Lustbarkeiten bei der Signora Giulia Savelli letzte Woche?"

„Ja, Signora; und wie Ihr den Saal entlang wandeltet in Eurem Silber- und Perlenstoff, da flog ein solches Gemurmel durch die ganze Gallerie; Jedermann rief, die Savelli haben einen Engel zu Gast gehabt.“

„Bscht! Lucia; keine Schmeicheleien Mädchen!“

„Es ist die lautre Wahrheit, Herrin. Aber das war ein Fest — oder nicht? Das war großartig! Fünfzig Diener in Scharlach und Gold und die Musik und unaufhörlich fortspielend! Man hatte die Spielleute aus Bergamo holen lassen. Gefiel Euch dieß Fest nicht? Ach ich stehe dafür, an jenem Tage wurden gewiß viele schöne Worte an Euch gerichtet!“

„La la! nein, es fehlte da eine Stimme und dadurch war die ganze Musik verderbt. Aber Mädchen, wär' ich die Signora Giulia, ich hätte mich nicht mit einer so armseligen Lustbarkeit begnügt.“

„Was, armselig? — nun alle Edelleute sagen doch, sie habe die stolzesten Hochzeitfeste der Colonna ausgestochen. Ja, ein Neapolitaner, der neben mir saß und unter der jungen Königin Johanna bei ihrer Vermählung aufgewartet hatte, gesteht, daß selbst Neapel verdunkelt ward.“

„Das mag seyn! Ich weiß nichts von Neapel; aber ich weiß, was mein Hof seyn sollte, wenn ich wäre — was ich nicht bin und nie seyn werde. Das Tafelgeschirr müßte von Gold seyn, die Pokale mit Edelsteinen besetzt am Rand; keinen Zoll von

dem nackten Estrich hätte man sehen dürfen; Alles hätte müßen von Goldbrokat schimmern. Der Springquell im Hof hätte mir müssen die Wohlgerüche des Ostens ausstreuen; zu Pagen hätte ich nicht rohe Buben genommen, die über ihre eigne Tölpelei errötheten, sondern hübsche Knaben, kaum zwölf Jahr alt, ausgewählt in den vornehmsten Pallästen Roms, und die Musik, oh Lucia! — jeder Musiker hätte müßen einen Kranz tragen und ihn verdienen; und der, der am besten gespielt, hätte zur Belohnung, um alle Uebrigen anzufeuern, eine Rose bekommen, aus meiner Hand. Sahst du wohl auch der Signora Giulia Kleid? Welche Farben! sie hätten die Sonne am Abend beschämen können! Gelb und blau und orange und scharlach! o gute Heilige! meine Augen thaten mir den ganzen folgenden Tag weh!"

„Ohne Zweifel, der Signora Giuila geht Euer Geschmack in der Wahl der Farben ab," sagte das gefällige Kammermädchen.

„Und dann auch welche Haltung — gar nichts Königliches darin. Sie bewegte sich durch den Saal, so daß ihre Schleppe jeden Augenblick ihr zu nahe und zwischen die Füße kam; und dann sagte sie mit albernem Lachen: diese Festtagskleider sind doch ein lästiger Ueberfluß! Wahrlich für die Großen sollte es gar keine Festtagskleider geben! Für mich, nicht für Andre würde ich mich kleiden! Jeder Tag sollte sein neues Gewand haben, immer ein

prächtigeres als das vorige. Jeder Tag müßte ein Festtag seyn!"

„Mich dünkt," sagte Lucia, „der Herr Giovanni Orsini schien sehr verbindlich gegen meine Gebieterin."

„Der! der Bär!"

„Ein Bär, das mag seyn! Aber er hat ein kostbares Fell. Sein Reichthum ist unermeßlich."

„Und der Narr weiß nicht wie ihn verwenden!"

„War das nicht der junge Herr Adrian, der mit Euch hart an den Säulen, wo die Musik spielte, gesprochen hat?"

„Es kann seyn — ich vergaß es."

„Aber ich höre, wenige Damen sollen es vergessen, wenn Signor Adrian ihnen den Hof macht."

„Es war nur ein Mann da, dessen Gesellschaft mir der Erinnerung werth schien," antwortete Nina, den Wink der verschmitzten Dienerin nicht beachtend.

„Und wer war das?" fragte Lucia.

„Der alte Gelehrte von Avignon."

„Wie! der mit dem grauen Bart? Oh Signora!"

„Ja," sagte Nina in ernstem und trübem Tone; „wenn Er sprach, so verschwand die ganze Pracht aus meinen Augen — denn er sprach mir von ihm!"

Bei diesen Worten seufzte die Signora tief und die Thränen traten ihr in's Auge. Das Dienstmädchen verzog verächtlich den Mund und ihre

Miene sprach Erstaunen aus; aber sie wagte keine Erwiederung.

„Oeffne den Laden,“ sagte Nina nach einer Pause, „und gib mir jenes Papier. Nicht das, Mädchen — die Verse die man mir gestern sandte. Was! du bist eine Italienerin und weißt nicht von selbst, daß ich von dem Gedicht Petrarka's rede?“

An dem geöffneten Fensterflügel sitzend, durch welchen der Mondschein sanft und glänzend sich hereinstahl, neben sich eine Lampe, vor welcher sie ihre Augen durch die vorgehaltne Hand zu schützen schien, obgleich sie eigentlich ihr Angesicht vor Lucia zu verbergen beabsichtigte, schien die junge Signora ganz versunken in eines jener zärtlichen Sonnette, welche damals in Italien die Köpfe berauschten und die Herzen entzündeten. *)

Entsprossen aus einem verarmten Hause, das, obglei (psich) seiner Abstammung von einem consularischen römischen Geschlecht rühmend, dermalen kaum noch seinen Platz unter der niedrigeren Classe des Adels behauptete, war Nina di Raselli das verzogene Kind — der Abgott und Tyrann ihrer Eltern. Das kräftige und eigenwillige Wesen ihres Geistes machte

*) Obgleich die Liebessonnette Petarka's damals nicht, wie jetzt, die beliebtesten oder bekanntesten seiner Werke waren, ist es doch ein großer, aber allgemein verbreiteter Irrthum gewesen, wenn man glaubte, sie seyen wenig gelesen und nur kalt bewundert worden. Ihre Wirkung war in der That wundervoll und dauernd.

sie zur Gebieterin, wo sie wollte, daß man ihr gehorchte, und wie zu allen Zeiten die Launen die Gewohnheiten zu bemeistern vermögen, hatte sie, obgleich in einem Land und unter einem Himmelsstrich, wo sonst die jungen unvermählten Leute ihres Geschlechts gebunden und gefesselt sind, das Vorrecht der Unabhängigkeit sich angemaßt und durch diese Anmaßung errungen. Zwar besaß sie mehr Kenntnisse und Geist, als gewöhnlich den Frauen jener Zeit beschieden war, und von beidem hinreichend viel, um ihren Eltern als ein Wunder zu erscheinen. Auch besaß sie, was von ihnen noch höher angeschlagen wurde, eine außerordentliche Schönheit, und was sie noch mehr fürchteten einen unbezähmbaren Stolz — einen Stolz, der mit tausend sanften und liebenswürdigen Eigenschaften gepaart war, wo sie liebte, und der in der That in diesem Falle ganz zu verschwinden schien. Eitel zugleich und hochherzig, entschlossen aber leidenschaftlich — entwickelte sie eine schimmernde Großartigkeit in ihrer Eitelkeit und Glanzsucht und etwas Schwärmerischliebliches in ihrem Eigensinn; ihre Fehler bildeten einen Theil ihres strahlenden Wesens; ohne sie würde sie weniger Weib gewesen seyn und lernte man sie sie kennen, so mußte man alle Weiber nach ihrem Maßstab schätzen. Sanftere Eigenschften erschienen neben ihr nicht bezaubernder, sondern fader — und war sie sanft, so war es in Wahrheit der Bann einer Zauberin. Sie besaß keinen gemeinen Ehrgeitz,

denn sie hatte hartnäckig mehrere Verbindungen ausgeschlagen, auf welche die Tochter Raselli's sich kaum je Rechnung machen durfte. Die ungeschlachten Gemüther und die rohe Gewalt der römischen Edelleute erschienen ihrer Einbildungskraft, welche voll war von der Poesie des hohen Standes (seinen Pracht und seiner Anmuth) als etwas barbarisches und widerliches, fürchterlich und verächtlich zugleich. Deßwegen hatte sie ihr zwanzigstes Jahr unvermählt, obwohl vielleicht nicht ohne Liebe, zurückgelegt. Die Fehler ihres Charakters selbst steigerten noch das Ideal von Liebe, das sie sich entworfen hatte. Sie wünschte sich ein Wesen, an das sich alle ihre eitleren Eigenschaften unterwürfig anschließen könnten; sie empfand, daß, wo sie lieben sollte, sie anbeten mußte; sie verlangte kein gewöhnliches Idol, um vor ihm einen so kräftigen und herrschsüchtigen Geist zu beugen. Ungleich den Frauen von milderem Wesen, welche nur eine kurze Zeit die Launen süßer Herrschaft zu befriedigen wünschen, mußte sie, wenn sie liebte, aufhören zu herrschen und der Stolz mußte sich mit einemmale zu demüthiger Verehrung herablassen. So selten die Eigenschaften waren, welche sie anzuziehen vermochten, — so gebieterisch verlangte ihr Hochmuth, daß diese Eigenschaften über den ihrigen stehen, aber von derselben Art seyn, daß ihre Liebe ihren Gegenstand wie eine Gottheit erhöhen sollte. Gewohnt zu verachten, ahnte sie ganz die Wonne die darin liegt: zu

verehren! Und wenn es ihr Loos war, mit einem so geliebten Mann verbunden zu werden, so war ihre Natur von der Art, daß sie sich durch die Anschauung desselben zu ihm emporschwingen konnte. Was ihre Schönheit betrifft, Leser! solltest du nach Rom kommen, so wirst du auf dem Capitol das Bild der Cumäischen Sibylle sehen, von dem, so oft copirt, doch keine Copie auch nur eine schwache Vorstellung gibt; warum es so heißt weiß ich nicht — nur daß etwas Fremdes und Ueberirdisches in der dunkeln Schönheit der Augen liegt. Ich bitte dich, diese Sibylle mit keiner andern zu verwechseln, denn die römischen Gallerieen sind reich an solchen. Die Sibylle von der ich spreche ist schwärzlich und das Antlitz von orientalischem Schnitt; Kleid und Turban, so schimmernd sie sind, werden verdunkelt durch die weichen aber durchsichtigen Rosen der Wangen; das Haar wäre schwarz, bekäme es nicht durch einen goldnen Anflug eine weicher glänzende Farbe, die man nirgends als im Süden und auch da nur selten findet; die Züge, nicht griechisch, sind dennoch tadellos; Mund, Stirne, der volle und feine Umriß — alles ist menschlich und entzückend; der Ausdruck, der Blick ist mehr; die Form ist vielleicht zu voll für das Ideal der Anmuth, für die Verhältnisse der Skulpturen, für die Zartheit des athenischen Canons; aber der Fehler des Ueberflusses hat etwas Majestätisches. Man betrachte dieß Gemälde lang; es bezaubert, aber beherrscht das Auge. Wenn du hin=

schaust, so eilst du um fünf Jahrhunderte rückwärts, du siehst vor dir das zum Sprechen ähnliche Bild Nina's di Raselli.

Aber es waren nicht jene scharfsinnigen und künstlichen Einfälle, bei welchen Petrarka, so ein großer Dichter er wirklich war, doch oft Pedanterie mit Leidenschaft verwechselt hat, was in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit der schönen Nina auf sich zog. Ihre Augen hefteten sich nicht auf das Blatt, sondern auf den Garten der sich unter dem Fenster hinzog. Ueber die alten Obstbäume und die hängenden Reben ergoß sich das Mondlicht, und im Mittelpunkt des grünen aber halb verabsäumten Rasen, warf eine kleine, ringförmige Fontäne, deren vollkommene Verhältnisse an längst vergangene Tage erinnerten, ihre spielenden Wasser den Küssen der Sterne entgegen. Die Scene war still und schön; aber weder an diese Stille, noch an diese Schönheit dachte Nina; Einer Stelle, der düstersten und unfreundlichsten im ganzen Garten flog ihr Blick zu; da standen die Bäume dicht auf einander gedrängt und entzogen die niedere aber dicke Mauer, welche das Haus der Raselli einschloß, dem Auge. Die Zweige dieser Bäume knisterten leise, aber Nina sah wie sie sich bewegten; und jetzt tauchte aus dem Dickicht langsam und vorsichtig eine einzelne Gestalt empor, deren Schatten lang und schwarz sich über den Rasen hinstreckte. Sie näherte sich dem Fenster und eine leise Stimme hauchte den Namen Nina's.

„Schnell, Lucia," rief sie athemlos ihrem Mädchen zu, „schnell! die Strickleiter! er ist da! er ist gekommen! Wie langsam du bist! eile dich Mädchen! er könnte entdeckt werden! da — jetzt ist sie fest. Meine Liebe! mein Held! mein Rienzi!"

„Du bist es!" sagte Rienzi, als er, sich in das Zimmer schwingend seine Arme um ihre halb abgewendete Gestalt schlang, „und was Andern Nacht, ist mir Tag!"

Die ersten süßen Augenblicke der Bewillkommnung, die Glückwünsche waren vorüber und Rienzi saß zu den Füßen seiner Gebieterin; sein Haupt ruhte auf ihren Knieen — sein Antlitz sah zu ihrem empor — ihre Hände hielten einander gefaßt.

„Und für mich trotzest du solchen Gefahren!" sagte der Liebhaber, „der Schande der Entdeckung, dem Zorn deiner Eltern!"

„Ach, was sind meine Gefahren gegen die deinigen? O Himmel, wenn dich mein Vater hier fände, du wärest des Todes!"

Also würde er es für eine große Demüthigung halten, daß du schöne Nina, die du dich mit den mächtigsten Namen Roms vermählen könntest, deine Liebe an einen Plebejer verschwendest — wäre er auch der Enkel eines Kaisers!"

Das stolze Herz Nina's verstand es recht gut sich in den verwundeten Stolz ihres Geliebten hineinzuversetzen; sie entdeckte die Bitterkeit die unter

seiner Antwort, so nachläßig sie hingeworfen war, durchblickte.

„Hast du mir nicht," sprach sie, „von jenem großen Marius erzählt, der kein Edler war, aber von dem der stolzeste Colonna mit tausend Freuden seinen Stammbaum ableiten würde? und kenne ich dich nicht als einen Mann, der den mächtigen Marius verdunkeln wird, unbefleckt von dessen Lastern!"

„Köstliche Schmeichelei! Holde Prophetin!" sagte Rienzi mit schwermüthigem Lächeln; „nie waren mir die tröstlichen Verheißungen über die Zukunft willkommner als jetzt; denn dir will ich gestehen, was ich gegen Niemand sonst aussprechen möchte: meine Seele erliegt fast unter der gewaltigen Bürde, die ich ihr aufgeladen. Ich brauche neuen Muth, da die furchtbare Stunde naht und aus deinen Worten und Blicken trinke ich ihn."

„Oh!" antwortete Nina bei seinen Worten erröthend, „glorreich fürwahr ist das Loos, das ich durch meine Liebe zu dir erkaufte; glorreich ist es deine Entwürfe zu theilen, dich im Zweifel zu ermuthigen, dir Hoffnung in der Gefahr zuzuflüstern."

„Und mich mit Gnade zu krönen im Triumph!" setzte Rienzi leidenschaftlich hinzu. Ach, sollte je die Zukunft auf diese Stirne den Lorberkranz drücken, der dem Retter des Vaterlands gebührt — welche Freude, welche Belohnung, ihn dir zu Füßen zu legen! Vielleicht hätte ich in den langen und einsamen Stunden der erkältenden Er-

schöpfung, welche die Pausen der Zeit ausfüllen — in den trüben Zwischenräumen für nüchterne Gedanken zwischen den Epochen der lebendigen That — vielleicht hätte ich mich verzagend zurückgezogen und für immer auf meine Träume von Roms Zukunft verzichtet: hätte ich mir nicht immer die Stunde vorgemalt, wo ich mein Schicksal über meine Geburt erheben — wo dein Vater es nicht mehr als eine Entehrung ansehen würde, mir deine Hand zu geben, wo du, auch du stehen solltest unter den Damen Roms, geehrter, so wie schöner, als alle — wo die Pracht, welche meine eigne Seele verschmäht, *) mir lieb und reizend erscheinen würde, weil ich sie mit dir vermählt sähe. Ja diese Gedanken haben mich begeistert, wenn Trotzigere als ich erbleichend zurückbebten vor den Gespenstern, welche ihre Bahn umgaben. Und oh! meine Nina, geheiligt, stark, dauernd muß fürwahr die Liebe seyn, welche in einer so reinen und erhabnen Luft lebt, wie diejenige, welche meine Träume von Vaterlandsliebe, Freiheit und Ruhm nährt."

Das war die Sprache, die mehr noch als die Gelübde der Treue und die holde Schmeichelei, die aus der Ueberfülle des Herzens entspringt, die stolze

*) Quem semper abhorrui sicut cenum ist der von Rienzi gebrauchte Ausdruck in einem Brief an seinen Freund in Avignon; und ohne Zweifel war es ihm damit Ernst. Die Männer handeln selten nach den Eingebungen ihres eignen Geschmacks.

und eitle Seele Nina's unter die Ketten gebeugt hatte, welche sie so gerne trug. Vielleicht freilich malte ihr, in Rienzi's Abwesenheit, ihre schwächere Natur den Triumph aus, die hochgebornen Signora's zu demüthigen und die barbarische Pracht der römischen Barone zu verdunkeln; aber in seiner Nähe, wenn sie seinem hochsinnigen und edeln Ehrgeitz zuhorchte, der noch ganz unbefleckt war von allen selbstsüchtigen Empfindungen — die Hoffnung ihres Besitzes, eine sehr leicht zu entschuldigende Selbstsucht, ausgenommen — da verflocht sich ihr hohes Mitgefühl mit seinen Planen, da sehnte sich ihr Geist, zur Höhe des seinigen sich emporzuheben und sie dachte weniger an ihre Erhöhung, als an seinen Ruhm. Süß war es ihrem Stolz, die einzige Vertraute seiner geheimsten Gedanken, so wie seiner kühnsten Anschläge zu seyn — vor sich diesen Entwürfe-brütenden und tiefen Geist enthüllt zu sehen — eingeweiht zu werdn selbst in die Kenntniß seiner Zweifel und Schwächen, wie seines Heldenmuths und seiner Macht.

Nichts konnte einen schärfern Contrast bilden, als die Liebe von Rienzi und Nina, und die Adrian's und Irenen's; bei den letztgenannten nichts als die Träume, die Phantasieen, die Ueberschwänglichkeit der Jugend; nie sprachen sie von der Zukunft; sie vermengten keine andere Bestrebungen mit den Gedanken der Liebe. Ehrgeitz, Ruhm — die großen Triebräder der Welt — galten ihnen nichts, wenn

sie beisammen waren; ihre Liebe hatte die Welt verschlungen und außer sich nichts Sichtbares mehr unter der Sonne übrig gelassen. Aber die Leidenschaft Nina's und ihres Geliebten war die von schwerer zu befriedigenden Naturen und von reiferen Jahren; sie bestand aus tausend, ursprünglich getrennten Empfindungen, die aber durch den mächtigen Bann der Liebe in Einen Brennpunkt zusammengedrängt wurden; ihr Gespräch galt der Welt; von der Welt bezogen sie die Nahrung, die sie unterhielt; von der Zukunft besprachen sie sich, an sie dachten sie und aus den Träumen und der eingebildeten Herrlichkeit derselben machten sie sich Haus und Altar! ihre Liebe hatte mehr Verständiges an sich, als die Adrian's und Irenens; sie paßte besser für diese harte Erde; auch hatte sie mehr von der Hefe der späteren, eisernen Tage und weniger von der Poesie des ersten goldnen Zeitalters.

„Und jetzt mußst du von mir scheiden?“ sagte Nina, ihre Wange nicht mehr seinen Lippen, ihre Gestalt nicht mehr seiner Abschiedsumarmung entziehend. „Der Mond ist noch hoch; du hast mir erst eine kleine Stunde geschenkt.“

„Eine Stunde! Ach!“ sagte Rienzi, „es ist nahe bei Mitternacht. Unsre Freunde erwarten mich.“

„Geh denn, meiner Seele beste Hälfte! geh! Nina soll dich keinen Augenblick zurückhalten von

jenen höhern Bestrebungen, welche dich für Nina so theuer machen. Wann — wann werden wir uns wieder sehen?"

„Nicht mehr," sagte Rienzi stolz und seine ganze Seele auf der Stirne, „nicht mehr so verstohlen! nein! nicht mehr so wie ich dich heute begrüßte, ein dunkler, verachteter Knecht! Das nächstemal, daß du mich siehst, soll es seyn an der Spitze der Söhne Roms! als ihr Hort, ihr Befreier! oder" — und hier ließ er die Stimme sinken.

„Hier gibt es kein Oder!" unterbrach ihn Nina, ihren Arm um ihn schlingend, selbst seinen Enthusiasmus theilend, „du hast dein eignes Geschick ausgesprochen!"

„Noch einen Kuß! Leb' wohl! Der zehnte Tag von morgen an geht über das befreite Rom auf!"

## Zwölftes Kapitel.

### Die sonderbaren Abenteuer, welche Waltern von Montreal begegneten.

Es war an demselben Abend, als die früheren Sterne schon über der Stadt glänzten, daß Walter von Montreal, allein zurückkehrend in das damals mit der Kirche von Santa Maria del Priorata verbundene Kloster (beide gehörten damals den Hospitalitern und im letztern hatte Montreal seine Woh-

nung genommen) unter den Ruinen und der Verwüstung die seinen Pfad umgaben, stehen blieb. Obgleich wenig bewandert in den classischen Erinnerungen die durch diesen Ort erweckt wurden, konnte er sich doch nicht des Eindrucks erwehren, welchen die ihn umgebenden Zeugen entschwundner Größe erweckten — das ungeheure Skelett gleichsam der todten Riesin.

„Jetzt," dachte er, indem er rings umher die unbedachten Säulen und zerrißnen Mauern betrachtete, die sich überall zeigten, über welche das Sternlicht sich ergoß, geisterhaft und durchsichtig, und im Hintergrund die drohenden, Befestigungswerke der Frangipani mit ihren Zinnen, halb versteckt von dem dunkeln Laubwerk, welches aufwucherte unter den Tempeln und Pallästen des Alterthums — die Natur triumphirend über die schwächere Kunst! „Jetzt," dachte er, „würden Büchermänner bei dieser Umgebung sich begeistert fühlen von phantastischen und traumhaften Gesichten der Vergangenheit. Aber mir erwecken diese Denkmale hochfliegenden Ehrgeizes und königlichen Glanzes nur Bilder der Zukunft. Noch kann Rom, mit ihrem Siebenhügeldiadem[1], wie das alte Rom einst der Preis werden für den stärksten Arm und den kühnsten Krieger, wiederbelebt, nicht durch ihre eignen entarteten Kinder, sondern durch das eingegoßne Blut eines neuen Geschlechtes. Wilhelm der Bastard konnte kaum an den harten Engländern eine so leichte Eroberung finden als Walter der

Wohlgeborne an diesen gesunknen Römern finden wird. Und welche Eroberung ist die glorreichere — die der barbarischen Insel, oder die der Hauptstadt der Welt! Kleiner Schritt vom General zum Podesta — ein noch kleinerer vom Podesta zum König!"

Während er so über seinem kühnen aber doch nicht ganz chimärischen Ehrgeitz brütete, ließ sich ein rascher, leichter Schritt in dem langen Grase vernehmen, und aufschauend entdeckte Montreal die Gestalt einer großen weiblichen Person, die von dem Theil des Hügels, welchen damals viele Klöster bedeckten, gegen den Fuß des Aventin herabkam. Sie stützte sich beim Gehen auf einen langen Stock, und bewegte sich mit solcher Elasticität und Geradheit, daß man, als ihr Angesicht beim Sternenschein sichtbar wurde, mit Ueberraschung das Gesicht einer schon bejahrten Frau entdeckte — eine finstre, stolze Miene, verwittert und von tiefen Furchen durchschnitten, doch nicht ohne eine gewisse Regelmäßigkeit der Umrisse.

„Barmherzige Jungfrau!" rief Montreal, zurückfahrend als dieses Angesicht ihn anschaute, „ist es möglich? Sie ist es — es ist —"

„Er sprang vor und stellte sich gerade vor die alte Frau hin, welche eben so überrascht, obwohl mehr erschrocken schien über den Anblick Motreals.

„Ich habe dich Jahre lang gesucht," sagte der Ritter, zuerst das Stillschweigen brechend, „Jahre,

lange Jahre — dein Gewissen kann dir sagen: warum?"

„Das meinige, Mann des Bluts!" schrie das Weib, zitternd vor Wuth oder Furcht, „wagst du von Gewissen zu sprechen? du der Ehrenschänder, der Räuber, der Mörder von Handwerk! du Schandfleck der Ritterschaft und deiner Geburt! du mit dem Kreuz der Keuschheit und des Friedens auf der Brust! Du sprichst von Gewissen, Heuchler! du?"

„Frau, Frau!" sagte Montreal, bittend und beinah erliegend unter der heftigen Leidenschaft des schwachen Weibes, „ich habe gesündigt gegen dich und die deinen. Aber erinnere dich an Alles was mich entschuldigt! frühe Liebe — verhängnißvolle Hindernisse, ein zu rasches Gelübde, unwiderstehliche Versuchung! Vielleicht," fuhr er in stolzerem Ton fort, „vielleicht steht es noch in meiner Gewalt, meinen Irrthum zu sühnen, und mit gepanzerter Hand zu erzwingen von dem Nachfolger St. Peters, der Macht hat zu lösen und zu binden, — —"

„Meineidiger und Verworfener!" unterbrach ihn das Weib — „läßt du dir einfallen, daß Gewaltthat Absolution erwerben könne, oder daß du je das Vergangne gut zu machen vermögest? Einen gemeuchelten edeln Namen — das gebrochne Herz und den Fluch eines sterbenden Vaters! Ja, diesen Fluch, ich höre ihn noch! er gellt mir schreckhaft ins Ohr, als stände ich bei dem ersterbenden Körper! er hängt sich an dich — er verfolgt dich — er wird

dich durch den Brustharnisch durchbohren — er wird dich treffen in der Mittagshöhe deiner Macht. Dein Geist zerstört — dein Ehrgeitz verdorrt — späte Reue — ein Leben voll Hader und ein schmachvoller Tod — dein Verderben die Folge deines Verbrechens! Zu diesem, zu diesem hat der Fluch eines alten Mannes dich verurtheilt! und du bist verurtheilt!"

Diese Worte, mehr gekreischt als gesprochen — das flammende Auge — die aufgehobne Hand — die aufgerichtete Gestalt der Redenden — die Stunde — die Einsamkeit der umgebenden Ruinen — alles wirkte zusammen dieser schauerlichen Verwünschung das Gepräge der Prophezeihung zu geben. Der Krieger, an dessen furchtloser Brust hundert Speere fruchtlos zersplittert waren, sank erbleichend und gebeugt zur Erde. Er faßte den Saum vom Kleide der wilden Unglücksverkünderin und schrie mit erstickter, holer Stimme: „Schone mein, schone mein!"

„Dein schonen?" sagte die mitleidlose Alte, „hast du je Männer verschont in deinem Haß, oder Weiber in deiner Lust? Ah, krieche nun im Staub! schmiege, schmiege dich! wildes Thier das du bist! dessen glatte Haut und gleissende Farben die Unvorsichtigen betrog, daß sie blind waren gegen die Krallen, welche zerfleischen, gegen die Zähne, welche zerreißen; schmiege dich, daß der Fuß der Alten und Unmächtigen dich sporne!"

„Hexe!“ schrie Montreal, in der Wiederaufwallung plötzlicher Wuth und wahnsinnigen Stolzes wieder aufspringend und sich aufspreizend — „Hexe! du hast die Schranken überschritten, innerhalb deren, bedenkend wer du bist, meine Geduld deine Frechheit gewähren ließ! Ich hatte beinahe vergessen, daß du dir **meine** Rolle anmaßest! ich bin der Ankläger! Weib! der Knabe! Weiche nicht aus! Zweizüngle nicht! lüge nicht! du warst die Diebin!“

„Ich war's. Du gabst mir Unterricht darin, zu stehlen ein —“

„Gieb her — liefre ihn aus!“ unterbrach sie Montreal, mit solcher Kraft auf die Erde stampfend, daß die Splitter der Marmortrümmer worauf er stand unter seinen beerzten Fersen lossprangen.

Das Weib kümmerte sich wenig um eine Heftigkeit, bei welcher der trotzigste Krieger Italiens gezittert hätte; aber sie antwortete nicht geradezu. Der Charakter ihrer Züge ging von der Leidenschaft in den Ausdruck ernsten, tiefen und melancholischen Nachsinnens über. Endlich redete sie wieder zu Montreal, dessen Hand mehr mit dem Instinkt langer Gewohnheit, wenn er erzürnt oder gereizt war, als aus einer blutigen Absicht nach seinem Dolch gegriffen hatte; denn so wild und rachsüchtig er auch war — dessen wäre er nicht gegen irgend ein Weib — viel weniger gegen das vor ihm stehende fähig gewesen.

„Walter von Montreal," sagte sie in einem so ruhigen Tone, daß es fast wie Mitleid klang, „der Knabe, den, denk' ich, nie Bruder oder Schwester gekannt hat, das einzige Kind eines einst stolzen und herrlichen Geschlechts von beiden Seiten, obwohl nicht von beiden Seiten eines entehrten — nun warum so ungeduldig? du wirst bald das Schlimmste erfahren — der Knabe ist todt!"

„Todt," wiederholte Montreal zurückbebend und erblassend! „todt! — nein, nein! sag' nicht so! er hat eine Mutter — du weißst er hat eine! eine zärtliche, weichmüthige, ängstliche, hoffende Mutter! nein! nein! er ist nicht todt!"

„So kannst du also fühlen für eine Mutter?" sagte die Alte, anscheinend gerührt durch den Ton des Provenzalen. „Doch, bedenke dich! ist es nicht besser, daß das Grab ihn bewahrt vor einem Leben voll Ausschweifungen, Blutvergießen und Verbrechen? Besser schlafen mit Gott, als wachen mit den Teufeln!"

„Todt," wiederholte Montreal; „todt! der holde Kleine! so jung! — Diese Augen, die Augen seiner Mutter, so bald geschlossen!"

„Hast du noch etwas zu sagen? dein bloßer Anblick scheucht alle Weiblichkeit aus meine Seele! entlaß mich!"

„Todt! soll ich dir glauben? oder treibst du deinen Hohn mit mir? Bedenke, du hast meinen Fluch ausgesprochen; horche auf meinen Abschied;

wenn du dieß gelogen hast, so soll deine letzte Stunde dich quälen und dein Todtenbett soll das Todtenbett der Verzweiflung seyn!"

„Dein Mund," versetzte das Weib mit verächtlichem Lächeln, „ist besser gemacht für leichtsinnige Betheurungen gegen unglückliche Mädchen, als für Verwünschungen, die nur im Munde der Guten feierlich klingen. Fahrewohl!"

„Halt, unerbittliches Weib, halt! wo schläft er? Messen soll man singen, Priester sollen beten; die Sünden des Vaters sollen nicht heimgesucht werden an diesem jungen Haupt!"

„In Florenz," versetzte sie hastig, „aber kein Stein zeigt die Ruhestätte des Geschiednen; der verstorbne Knabe hatte keinen Namen."

Ohne weitre Fragen abzuwarten schritt das Weib jetzt weiter — sie verfolgte ihren Weg und das hohe Gestrüppe und die Wendung des Pfads entzogen bald die Unglück weissagende Erscheinung der öden Landschaft.

Montreal, jetzt allein, sank mit einem tiefen und schweren Seufzer zu Boden, bedeckte sein Antlitz mit den Händen und brach in tödtliche Betrübniß aus; seine Brust arbeitete, sein ganzer Körper zitterte — und er weinte und schluchzte laut mit der ganzen furchtbaren Heftigkeit eines Mannes, dessen Leidenschaften stark und wild sind, aber dem der Sturm des Kummers allein neu und fremd blieb.

Niedergestreckt, entmannt blieb er hier beträchtliche Zeit; allmälig, als Thränen seinen Schmerz erleichterten, wurde er nach und nach ruhiger und hing zuletzt mehr einer düstern Träumerei nach als einer leidenschaftlichen Betrübniß. Der Mond stand hoch und die Stunde war spät als er aufstand, und nur wenige Spuren der vergangenen Aufregung hafteten noch auf seinem Angesicht, denn Walter von Montreal besaß nicht die Gemüthsart, in welcher der Schmerz heimisch werden und sich einnisten, oder welche ein Schlag in die fortdauernde und zur Gewohnheit werdende Schwermuth versetzen kann, welche ihren dunkeln Schleier über solche wirft, die mehr nachhaltig, wiewohl nicht mit so stürmischer Empfindung, fühlen. Er besaß die Elemente des ächten französischen Charakters aber im übertriebensten Maßstab; das Tiefste und Ernsteste an ihm war gemischt mit Flatterhaftigkeit und Leichtsinn; sein tiefer Scharfsinn ward oft durch eine Laune durchkreuzt; sein gewaltiger Ehrgeiz einer nichtswürdigen Versuchung aufgeopfert; und seine elastische, sanguinische und hochstrebende Natur war einzig nur getreu dem Verlangen nach kriegerischem Ruhm, der Poesie eines glänzenden und stürmischen Lebens, und den Reizungen jener zärtlichen Leidenschaft, ohne deren Farben das Bild der Chevalerie immer unvollständig bleibt, und worin er eines Gefühls, einer Zärtlichkeit und einer ergebenen Unterwürfigkeit fähig war, die man kaum hätte für vereinbar halten sollen mit

seinem unbedachten Leichtsinn und seiner zuchtlosen Lebensweise.

„Nun," sagte er, als er langsam aufstand, seinen Mantel um sich faltete und seinen Weg wieder antrat; „es war nicht um meinetwillen, daß ich mich so dem Schmerz hingab. Aber die Qual ist vorbei und das Schlimmste weiß ich. Zurück also jetzt zu den Gegenständen, die nie sterben — rastlose Entwürfe und kühne Plane! Der Fluch dieser Hexe macht, daß mir noch das Blut kühl ist und diese Einsamkeit hat etwas Gespenstisches und Schauerliches an sich. Ha — was für ein plötzliches Licht ist da?"

Das Licht, das Montreal ins Auge fiel, brach beinah hervor wie ein Stern, kaum größer in der That, aber röther und mit stärkerem Glanz. An sich war es nicht auffallend, und hätte können von einem Kloster oder einer Hütte herrühren. Aber es ergoß sich von einer Seite des Aventin, die keine Wohnungen der Lebendigen enthielt, sondern nur verlaßne Ruinen und zertrümmerte Säulenreihen, deren Namen sogar sammt dem Gedächtniß der frühern Inhaber todt war. Dieß wissend empfand Montreal ein leises Grauen als die Flamme ihr sich gleichbleibendes Licht über die traurige Landschaft ausgoß, denn er war nicht frei von dem ritterlichen Aberglauben jener Zeiten und es war jetzt die den Geistern und Gespenstern angehörende Spuckstunde. Aber Furcht, vor dieser oder vor der andern Welt,

konnte nicht lange den Geist des kühnen Freibeuters überwältigten, und nach einem kurzen Bedenken entschloß er sich, einen kleinen Abstecher von seinem Weg zu machen und sich des Grunds jener Erscheinung zu versichern. Ohne daß er es wußte schritt der martialische Fuß des Barbaren über die Stätte des berühmten oder berüchtigten Isistempels, der einst Zeuge der wilden, von Juvenal berichteten Orgien gewesen, und gelangte zuletzt an ein dichtes und dunkles Buschholz, das durch eine Oeffnung in seinem Mittelpunkt jenes räthselhafte Licht durchschimmern ließ. Der Ritter drang durch das dunkle Gebüsch und befand sich dann vor einer großen, grauen, unbedachten Ruine, aus welcher, gedämpft und verworren der Hall von Stimmen hervordrang. Durch einen Riß in der Mauer, der eine Art von Fenster bildete — welches wahrscheinlich der Bau in seiner frühern Herrlichkeit nicht gekannt hatte — ungefähr zehn Fuß über dem Boden, brach jetzt das Licht über den mit verworrenem Gestrüpp bewachsenen Grund hin, eingehüllt gleichsam in ungeheure Schattenmassen und strahlte durch einen ganz nahen, zertrümmerten Säulengang. Der Provenzale stand, ohne daß er es wußte auf der Stelle die einst geweiht war durch den Tempel, den Säulengang und die Bibliothek der Freiheit (die erste öffentliche Bibliothek, die in Rom bestand). Die Mauer der Ruine war bedeckt von unzählbaren Schlingpflanzen und wildem Gesträuch und es bedurfte nur wenig

Gewandheit von Seiten Montreals, um sich mit Hülfe von diesen zu der Höhe der Oeffnung emporzuheben, wo er dann, bedeckt von dem üppigen Laubwerk, hineinsah. Er erblickte einen Tisch, von Kerzen erleuchtet und mitten darauf ein Crucifix; einen entblößten Dolch, eine geöffnete Rolle, wie sich hernach auswies, heiligen Inhalts, und eine metallene Schaale. Ungefähr hundert Männer in Mänteln und mit schwarzen Masken standen regungslos im Kreis, und Einer, größer als die Uebrigen, ohne Verhüllung und Maske — dessen bleiche Stirne und finstere Züge durch dieß Licht noch bleicher und finstrer erschienen — schloß so eben eine Anrede an seine Genossen.

„Ja," sagte er, „in der Kirche des Lateran will ich den letzten Aufruf an's Volk erlassen. Unterstützt von dem Vikar des Pabsts — ich selbst ein päbstlicher Beamter — so werde ich einleuchtend machen, daß Religion und Freiheit — daß Helden und Märtyrer — die gleiche Sache, die gleichen Interessen haben. Nach diesem sind Worte überflüssig; Thaten müßen an die Reihe kommen. Bei diesem Crucifix verpfände ich mein Wort — bei diesem Stahl weihe ich mein Leben der Wiedergeburt Roms. Und Ihr — die Ihr dann nicht mehr Mantel und Maske nöthig habt; wenn die einzelne Trompete sich vernehmen, wenn der einzelne Reiter sich schauen läßt, Ihr, schwöret Euch zu vereinigen um das Banner der Republik und mit Herz und Hand, mit

Leben und Seele, mit Verachtung des Todes und in Hoffnung der Erlösung — zu widerstehen den Waffen der Unterdrücker!"

„Wir schwören! wir schwören!" riefen alle Stimmen — und wie sie sich zum Kreuz und Dolch herzudrängten, wurden die Kerzen durch die umgebenden Haufen verdunkelt, so daß Montreal die Ceremonie nicht sehen konnte; auch hörte er nicht die nur gemurmelte Eidesformel; aber er konnte errathen, daß der damals bei Verschwörungen übliche Gebrauch — welcher erheischte, daß jeder Verschworne ein paar Tropfen seines Bluts vergoß, zum Zeichen, daß er sein Leben selbst der Unternehmung weihe — auch hier nicht fehlte; denn als die Schaar wieder zurücktrat hielt dieselbe Gestalt, welche zuvor die Versammelten angeredet, die Schaale mit beiden Händen in die Höhe — am linken, entblößten Arm quoll langsam Blut hervor, und träufelte tropfenweise auf die Erde und mit feierlicher Stimme und aufwärts gerichteten Augen, sprach er:

„Unter den Trümmern deines Tempels, o Freiheit! weihen wir Römer dir diese Libation! Wir, beschützt und begeistert nicht von wesenlosen, fabelhaften Göttern, sondern vom Herrn der Heerschaaren und von Ihm, der vom Himmel herabkommend, nicht an Kaiser und Fürsten, sondern an Fischer und Ackerleute sich wandte — der den Niedrigen und Armen Vollmacht übertrug — die Vollmacht der Offenbarung!" Dann kehrte er sich plötzlich zu

seinen Genossen, seine Züge, in Charakter und Ausdruck ganz eigenthümlich wechselnd, verklärten sich aus feierlicher Scheu zu kriegerischer, flammender Begeisterung und laut rief er: „Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!“ Die Wirkung dieses Uebergangs war überraschend. Jeder legte, wie von einer unwiderstehlichen Macht blindlings getrieben, die Hand aufs Schwert, als er den Spruch wiederholte; einige zogen sogar ihre Klingen, als gälte es jetzt gleich loszuschlagen.

„Ich habe genug gesehen; jetzt werden sie bald aufbrechen,“ sprach Montreal bei sich: „und ich wollte lieber einem Heer von Tausenden begegnen, als einem halben Dutzend so entflammter und so belauschter Schwärmer.“ Mit diesen Worten ließ er sich auf den Boden herab und schlich fort, während noch einmal durch die stille Mitternachtluft der dumpfe Ruf ihm an's Ohr schlug: **Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!**

# Zweites Buch.

## Die Revolution.

Ogni lascivia, ogni male, nulla giustizia, nullo freno. Non c'era più remedio, ogni persona periva, Allora Cola di Rienzi etc. *)

Vita di Cola 1, 5.

## Erstes Kapitel.

### Der Ritter von der Provence und sein Antrag.

Es war beinah Mittag, als Adrian durchs Thor des Pallastes von Stephan Colonna ging. Die Palläste der Barone waren damals nicht so, wie man sie jetzt sieht: Schatzkammern für die unsterblichen Gemälde italienischer, für die unvergänglichen Skulpturen griechischer Kunst; aber bis auf den heutigen Tag sind beibehalten die massiven Wände, die festen Fenster, die geräumigen Höfe, in welchen

*) Lauter Frechheit, lauter Unthat, nirgends Gerechtigkeit, nirgends Zaum und Zügel. Kein Heilmittel war mehr vorhanden, Alles ging zu Grund. Da befahl Cola di Rienzi u. s. w.

sie damals ihr unholdes Gesinde herbergten. Hoch über den Thoren erhob sich ein erhabner fester Thurm, dessen ragende Zinnen eine weite Ansicht von den verstümmelten Ueberresten Roms beherrschten; das Thor selbst war auf beiden Seiten geziert und befestigt durch granitne Säulen, deren dorische Capitäle den Tempelraub verriethen, durch den sie einem der vielen Tempel, welche früher das heilige Forum umgaben, waren entrissen worden. Auf gleichen Frevel deuteten die ungeheuern Travertinblöcke hin, welche die Mauern des äußern Hofs ausmachten. So gewöhnlich waren damals die barbarischen Verschleppungen der kostbarsten Kunstdenkmale, daß die Säulen und Bauten des frühern Roms von allen Classen nur wie Steinbrüche angesehen wurden, wo jedem die Materialien für Schloß oder Hütte herbeizuholen frei stand; ein Zerstörungsübermuth, weit größer als der der Gothen, welchen eine spätere Zeit gern all jene Schmach aufgebürdet hätte, und der vielleicht auch mehr als schwerere Frevel die classische Entrüstung Petrarka's erweckte, und ihn in seinen Hoffnungen für Rom mit Rienzi einstimmen machte. Noch sind zu sehen die Kirchen aus dieser oder noch früheren Zeiten, die, selbst von der schlechtesten Architektur, gebaut sind neben oder von den Marmorblöcken, welche die Namen Venus, Jupiter, Minerva heiligen — mehr als daß sie durch diese geheiligt würden; der Pallast des Fürsten aus dem Haus der Orsini, des Herzogs von Gravina, erhebt

sich über den schönen, noch sichtbaren Bogen des Theater des Marcellus — damals eine Feste der Savelli.

Als Adrian über den Hof schritt, versperrte den Weg ein schwerer Wagen, beladen mit gewaltigen Marmorblöcken, die aus dem unerschöpften Schacht von Nero's goldnem Haus gegraben waren; sie sollten zu einem neuen Thurm dienen, durch den Stephan Colonna den geschmack- und formlosen Bau noch zu befestigen dachte, worin der alte Edelmann den Ruhm, dem Gesetze Trotz zu bieten, behauptete.

Der Freund Petrarka's und Zögling Rienzi's seufzte tief, als er an dieser Fuhre neuer Beute vorbeiging, und eine Säule von kannelirtem Alabaster, nachläßig vom Wagen herabgewälzt, mit lautem Krachen auf das Pflaster fiel. Am Fuß der Treppen waren etwa ein Dutzend der Banditen versammelt, die der alte Colonna unterhielt; sie spielten mit Würfeln, auf einem alten Grabstein, dessen klare und tiefgegrabne Inschrift (so verschieden von den nachläßigen Charakteren der spätern Kaiserzeit) ein Denkmal aus der gewaltigsten Zeit Roms verriethen, und der jetzt, selbst von Asche leer, und umgestürzt, diesen fremden Barbaren als Tisch diente und schon zu dieser frühen Stunde mit Stücken Fleisch und Weinflaschen besetzt war. Sie rührten sich kaum, sie sahen kaum auf, als der junge Edelmann an ihnen vorbeiging; und ihre trotzigen Flüche, ihre lauten Ausrufungen, in einem nordischen

Jargon ausgestoßen, verletzten mit ihren harten Tönen sein Ohr, wie er, mit langsamen Schritten die hohen, unsauberen Treppen hinanstieg. Er gelangte in ein sehr großes Vorzimmer, das halb angefüllt war von der höhern Classe der Leute des Patriciers; fünf bis sechs Pagen, aus dem niedern Adel erlesen, erörterten, an einem schmalen und tiefen Fenster versammelt, die ernsten Gegenstände der Galanterie und Intrigue; drei schmucke Häuptlinge der Bande unten, den Brustharnisch angelegt und Schwert und Helm neben sich, saßen, stumpf und stumm, an einem Tisch in der Mitte des Zimmers und hätten für Automate gelten können abgesehen von der feierlichen Regelmäßigkeit, womit sie von Zeit zu Zeit ihre Becher an die bärtigen Lippen setzten und dann, mit einem wohlhäbigen Brummen wieder in ihre Beschaulichkeit versanken. Auffallend war der Contrast ihres nordischen Phlegma's gegen einen Schwarm italienischer Clienten, Bittsteller und Schmarotzer, die rastlos hin und her gingen, und laut unter einander sich besprachen mit all den heftigen Geberden und dem wechselnden Ausdruck südlicher Lebhaftigkeit. Allgemeine Aufmerksamkeit und Bewegung entstand als Adrian unter diese bunte Gesellschaft trat. Die Soldatenhäuptlinge nickten mechanisch mit den Köpfen; die Pagen verbeugten sich und bewunderten die Schönheit seines Federbusches und seiner Strümpfe. Die Clienten, Bittsteller und Schmarotzer umdrängten ihn, jeder mit

einer besondern Bitte um Verwendung bei seinem mächtigen Vetter. All seiner gewohnten Höflichkeit und Gewandtheit bedurfte Adrian um sich aus ihren Krallen zu retten und mit Mühe gewann er endlich die niedere und schmale Thüre, an welcher ein großer Diener stand, der gemäß seinem Vortheil oder seiner Laune, die sich an ihn Wendenden einließ oder abwies.

„Ist der Baron allein?“ fragte Adrian.

„Nun, nicht ganz, mein Gebieter! ein fremder Signor ist bei ihm — aber für Euch ist er natürlich sichtbar.“

„Nun so laßt mich immer ein. Ich möchte nach seinem Befinden fragen.“

Der Diener öffnete die Thüre — durch deren Spalt mancher eifersüchtige und verlangende Blick hineinspähte — und übergab Adrian der Führung eines Pagen, der älter und unangesehener als die Lungerer im Vorzimmer, der Lieblingsdiener des Schloßherrn war. Durch noch ein leeres, großes und trauriges Zimmer schritt Adrian und befand sich dann in einem kleinen Cabinet bei seinem Vetter.

Vor einem Tisch, worauf ein Schreibapparat, saß der alte Colonna, ein Rock von reichem Pelz und Sammt umfloß wallend seine lange, stattliche Gestalt; unter einer runden Nachtmütze, von carmoisinrother Farbe und behaglicher Wärme quollen einige graue Locken hervor und mischten sich mit einem langen und ehrwürdigen Bart. Das Antlitz des

alten Barons, der längst sein achtzigstes Jahr zurückgelegt, trug noch die Spuren einer Anmuth, wegen welcher er in seinen frühern Mannsjahren berühmt war. Seine Augen, wenn schon sehr tief liegend, waren noch dunkel und lebhaft und funkelten von allem Feuer der Jugend; sein Mund, aufwärts gezogen in einem gefälligen, obgleich halb satyrischem Lächeln; seine Erscheinung im Ganzen war einnehmend und gebieterisch, und zeigte mehr das hohe Blut, den schlauen Witz, die galante Tapferkeit des Patriciers, als seine Tücke, Heuchelei und den ihm zur Gewohnheit gewordnen, höhnischen Geist der Unterdrückung.

Stephan Colonna, ohne im strengsten Sinn ein Held zu seyn, war wirklich ein tapfrerer Mann als die meisten Römer, wiewohl auch er an dem italienischen Grundsatz festhielt: nie mit einem Feind zu fechten, wenn es möglich ist ihn zu betrügen. Zwei Fehler jedoch thaten den Wirkungen seines Scharfsinns Eintrag, ein höchst launenvoller Uebermuth und ein gewaltiger Glaube an die Untrüglichkeit seiner Erfahrung. Er hatte kein Verständniß für Analogieen. Was zu seiner Zeit nicht vorgefallen war, das, war er vollkommen überzeugt, konnte nie vorfallen. So besaß er, obgleich allgemein als gewandter Diplomatiker geschätzt, die List des Intriguanten, ohne die Umsicht des Staatsmanns. Wenn ihn jedoch sein Stolz im Glück anmaßlich machte, so richtete er ihn auch im Mißgeschick auf.

Und bei den frühern Wechselfällen eines Lebens, das er zum Theil in der Verbannung zugebracht, hatte er manche edle Eigenschaften der Tapferkeit, Ausdauer und wirklichen Seelengröße entwickelt, welche bewiesen, daß seine Fehler mehr in Folge der Umstände angewöhnt als in seiner Natur gewurzelt waren. Sein zahlreiches, hoch gebornes Geschlecht war stolz auf dieß Haupt; und mit Recht, denn er war der Gewandteste und Geehrteste nicht blos von dem eigentlichen Stamm der Colonna, sondern vielleicht auch von allen mächtigeren Baronen.

Am nämlichen Tisch mit Stephan Colonna saß ein Mann von vornehmem Wesen, von ungefähr drei oder vierunddreißig Jahren, in welchem Adrian augenblicklich Walter von Montreal erkannte. Dieser berühmte Ritter besaß nicht ganz das persönliche Aeußere, das dem Schrecken, welchen sein Name überall erregte, eigentlich entsprochen hätte. Sein Angesicht war schön und grenzte beinah an weibliche Zartheit; sein schönes Haar floß lang und frei über eine weiße und faltenlose Stirne; das Leben im Feld und die Sonnen Italiens hatten seine helle gesunde Gesichtsfarbe, die noch viel von der Blüthe der Jugend an sich hatte, nur wenig gebräunt. Seine Züge waren adlerartig und regelmäßig, seine Augen, von lichtem Nußbraun, waren groß, glänzend und durchdringend; und ein kurzer, krauser Kinn- und Schnurrbart, mit soldatischer Genauigkeit geschniegelt und nur um ein weniges dunkler

als das Haar, gab seinem schönen Gesicht wirklich einen martialischen Ausdruck — aber mehr einen solchen, der zum Helden der Höfe und Turniere als für den Häuptling einer Räubertruppe paßte; und Aussehen, Betragen und Haltung des Provenzalen waren eher geeignet für ihn einzunehmen als Einem bang zu machen, insofern sie eine gewisse kriegerische Freimüthigkeit mit der bequemen und anmuthigen Würde verbanden, die das Bewußtseyn edler Geburt und die Gewohnheit, mit den Großen und Vornehmen auf gleichen Fuß zu verkehren, verleiht. Seine Gestalt hob, gerade durch den Contrast, aufs glücklichste den Charakter des Angesichts, welches einen starken und hohen Wuchs erheischte um seine ungewöhnliche Schönheit vom Tadel der Weichlichkeit zu befreien; denn sie war von ansehnlicher Größe und auffallender Muskelkraft ohne die geringste Annäherung an derbe und unschöne Plumpheit; sie neigte sich in der That mehr auf die Seite der Magerkeit als der Beleibtheit hin — kräftig zugleich und schlank. Aber die hauptsächlichste persönliche Auszeichnung dieses Kriegers, der gefürchtetsten Lanze in Italien, war die in Haltung und Wesen ausgedrückte chevalereske und heroische Anmuth, die sich beinahe dem Ideal annäherte und damals noch sehr gehoben wurde durch seine glänzende Kleidung — brauner Sammt mit Perlen gestickt, worüber der Mantel wie ihn die Hospitaliter trugen mit dem dareingewirkten achteckigen

Kreuz, dem Abzeichen seines Ordens. Der Ritter saß da, in der Haltung ernstlicher Besprechung; er beugte sich leicht gegen Colonna vor und ließ beide Hände, die (nach der gewöhnlichen Unterscheidung des alten Normanengeschlechts, von dem Montreal, obwohl in der Provence geboren, abzustammen sich rühmte) klein und zart, und die Finger nach der Sitte der Zeit mit Edelsteinen bedeckt waren, auf dem goldnen Griff eines ungeheuern Schwerts ruhen, auf dessen Scheide die silbernen Lilien kunstreich eingegraben waren, welche die Devise der provenzalischen Brüderschaft von Jerusalem ausmachten.

„Guter Morgen, schöner Vetter!" sagte Stephan. „Setze dich, bitt' ich, und lerne in diesem ritterlichen Besuch den gefeierten Herrn von Montreal kennen!"

„Ah, mein Herr!" sagte Montreal lächelnd, indem er Adrian begrüßte; „und wie geht es der Dame zu Hause?"

„Ihr seyd im Irrthum, Herr Ritter," sprach Stephan, „mein junger Vetter ist noch nicht vermählt; traun, wie der Pabst Bonifacius bemerkte, als er auf dem Krankenbett ausgestreckt lag und sein Beichtiger ihm Abrahams Schoos anrühmte — das ist ein Genuß, der desto größer ist, je länger aufgeschoben!"

„Der Signor wird meinen Irrthum entschuldigen," versetzte Montreal.

„Aber nicht," versetzte Adrian, „die Nachläßigkeit des Ritters Walter, daß er sich nicht persönlich davon unterrichtet. Meine Verpflichtungen gegen ihn, edler Vetter, sind größer, als Ihr ahnt und er versprach mich zu besuchen, um meine Danksagung mit Muße anhören zu können."

„Ich versichre Euch, Signor," antwortete Montreal, „ich habe die Einladung nicht vergessen; aber so dringend waren bisher meine Geschäfte in Rom, daß ich genöthigt war mit meiner Ungeduld, unsre Bekanntschaft zu bestärken, einen Vergleich zu schließen."

„Ah, Ihr kennt Einander schon von früher," sagte Stephan. „Und woher?"

„Mein Herr, es ist eine Dame dabei im Spiel!" versetzte Montreal. „Entschuldigt mein Schweigen!"

„Ha, Adrian, Adrian! wann wirst du meine Enthaltsamkeit lernen!" sagte Stephan feierlich, seinen grauen Bart streichend. „Welch ein Beispiel geb' ich Euch! Aber genug dieser leichten Unterhaltung — laßt uns wieder auf unsern Gegenstand kommen. Ihr müßt wissen, Adrian, daß wir der tapfern Bande meines Gasts verpflichtet sind für die muthigen Herren, welche Rom so in Ruhe halten, obgleich sie in meine arme Wohnung viel Lärm machen. Er hat mich besucht, um mir noch mehr Beistand anzubieten, wenn ich dessen bedürfte und mich über die Angelegenheiten des nördlichen Italiens zu unterrichten. Fahrt fort, ich bitte Euch,

Herr Ritter; ich habe keine Geheimnisse vor meinem Vetter.

„Du siehst," sagte Montreal, sein durchdringendes Auge auf Adrian heftend, „du siehst ohne Zweifel, Herr, daß Italien im jetzigen Augenblick ein sehr merkwürdiges Schauspiel darbietet. Es ist ein Kampf zwischen zwei entgegenstehenden Mächten, deren eine die andre vernichten wird. Die eine Macht ist die des unbotmäßigen und schwindelköpfigen Volks — eine Macht die sie Freiheit nennen; die andre ist die der Häuptlinge und Fürsten — eine Macht die man mit geeignetem Namen Ordnung benennt. In diese beiden Parteien sind die Städte Italiens getheilt. In Florenz, in Genua, in Pisa zum Beispiel ist ein Freistaat gegründet — eine Republik, Gott weiß! und eine tumultuarischere, unglücklichere Regierungsart kann man sich nicht wohl denken."

„Das ist vollkommen wahr," versetzte Stephan; „sie verbannten meinen eignen nächsten Vetter aus Genua."

„Ein beständiger Kampf, mit Einem Wort," fuhr Montreal fort, „zwischen den großen Familien, ein Wechsel von Verfolgungen und Gütereinziehungen und Verbannungen; heute ächten die Guelfen die Ghibellinen, morgen verjagen die Ghibellinen die Guelfen. Dieß mag Freiheit seyn, aber es ist die Freiheit des Stärkeren gegen den Schwächeren. In den andern Städten wie Mailand, Verona,

Bologna steht das Volk unter der Herrschaft Eines Mannes, der sich selbst Fürst und den seine Feinde Tyrann nennen. Da er mehr Gewalt hat als irgend ein andrer Bürger, führt er ein festeres Regiment; da seine Einsicht und seine Thatkraft beständig in Anspruch genommen und geübt wird, führt er auch ein weises Regiment. Diese beiden Regierungsarten sind mit einander in Streit verwickelt; wenn das Volk auf der einen Seite aufsteht gegen seinen Fürsten, so schickt das Volk von der andern Seite — das heißt die Freistaaten, Waffen und Geld zu ihrer Unterstützung."

„Hörst du Adrian, was für heillose Leute das sind!" sagte Stephan.

„Nun scheint mir," fuhr Montreal fort, „daß dieser Kampf über kurz oder lang zu Ende gehen muß. Ganz Italien muß republikanisch oder monarchisch werden. Der Erfolg ist leicht vorauszusehen."

„Ja die Freiheit muß am Ende siegen!" sagte Adrian mit Wärme.

„Verzeiht mir junger Herr! meine Meinung ist gerade das Gegentheil. Ihr bemerkt, daß diese Republiken Handel treiben, aus Kaufleuten bestehen; sie schätzen den Reichthum, verachten die Tapferkeit, betreiben alle Gewerbe nur nicht das der Waffenschmiede. Wie helfen sie sich nun im Krieg? Durch ihre eignen Bürger? Nicht ein Gedanke daran! Entweder beschicken sie einen fremden Fürsten und

versprechen ihm, wenn er ihnen seinen Schutz gegewährt, das Fürstenthum ihrer Stadt auf fünf oder zehn Jahre — oder sie miethen von einem kecken Abenteurer wie ich, so viele Truppen als sie Geld zur Bezahlung auftreiben können. Ist es nicht so. Signor Adrian?"

Adrian mußte wider Willen Beifall nicken.

„Nun dann ist es nur der Fehler des fremden Fürsten, wenn er seine Gewalt nicht für alle Zeit befestigt, wie es schon in vormals freien Staaten durch die Visconti und Scala geschah; oder im andern Fall ist es nur der Fehler des Hauptmanns der Miethtruppen, wenn er nicht seine Freibeuter zu Senatoren und sich selbst zum König macht. Das sind so natürliche Ereignisse, daß sie früher oder später in ganz Italien eintreten müßen. Und dann wird ganz Italien monarchisch werden. Nun scheint es mir im Interesse aller mächtigen Familien zu liegen — der Eurigen in Rom und der Visconti in Mailand — diese Epoche zu beschleunigen und so lang es noch mit Leichtigkeit geschehen mag, die Ansteckung des aufrührerischen Geistes unter dem Volk zu ersticken, der sich jetzt reißend schnell verbreitet und für sie im Fieber der Zügellosigkeit, für Euch aber in der Verwesung des Todes endet. In solchen Freistaaten haben die Edeln zuerst zu leiden; anfangs werden Eure Vorrechte, dann Euer Hab und Gut verschlungen. Ja, in Florenz ist, wie Ihr

Herren wohl wißt, kein Adeliger befähigt auch nur das edelste Amt im Staat zu bekleiden!"

„Spitzbuben!" sagte Colonna; „Sie verletzen das erste Gesetz der Natur."

„In diesem Augenblick;" fuhr Montreal fort, der mit seinem Gegenstand ganz beschäftigt, sich wenig um die Unterbrechungen kümmerte, welche die heilige Entrüstung des Barons veranlaßte, — „in diesem Augenblick sind Viele — die Klügsten vielleicht in den Freistaaten — welche sich nach Erneuung der alten lombardischen Bündnisse sehnen, zur Vertheidigung ihrer gemeinsamen Freiheit überall und gegen jeden, der nach der Herrschaft trachten sollte. Zum Glück legen die tödtlichen Eifersuchten zwischen diesen handeltreibenden Staaten — diese niederträchtigen plebejischen Eifersuchten, mehr den Kram als den Ruhm anlangend — diesem Plan vor der Hand unüberwindliche Hindernisse entgegen; und Florenz, die regsamste und geachtetste von allen, ist zum Glück durch kaufmännische Verluste so geschwächt, daß sie der Verfolgung einer so großen Unternehmung gänzlich unfähig ist. Jetzt also, meine Herren, ist die Zeit günstig für uns — während diese Hindernisse unsre Feinde so sehr hemmen — jetzt ist es Zeit für uns einen Gegenbund zwischen allen Fürsten Italiens zu stiften und zu befestigen. Zu Euch, edler Stephano, bin ich, wie Euer Rang erheischt, gekommen, zu Euch allein von allen römischen Baronen, um Euch den Antrag dieser ehren-

vollen Vereinigung zu machen. Bemerkt, welche Vortheile sie Eurem Hause verspricht. Die Päbste haben Rom für immer verlassen; kein Gegengewicht ist hier für Euern Ehrgeitz; es soll auch keines mehr für Eure Macht seyn. Ihr habt vor Euch die Beispiele der Visconti und des Taddeo di Pepoli. Ihr könnt in Rom, der ersten Stadt Italiens, eine höchste und unumschränkte Fürstenschaft gründen, Eure schwächern Nebenbuhler, die Savelli, die Malatesta, die Orsini gänzlich unterjochen und Euern Söhnen und Enkeln ein erbliches Königreich hinterlassen, das vielleicht noch einmal die Herrschaft der Welt erstreben mag."

Stephano bedeckte sein Angesicht mit der Hand und antwortete: „Aber dieß, edler Montreal, erfordert Mittel, Geld und Mannschaft."

„Was das letzte betrifft, so könnt Ihr von mir fordern so viel Ihr wollt; meine kleine, trefflich disciplinirte Compagnie kann, sobald ich will, zur zahlreichsten in ganz Italien anwachsen; am ersten, edler Baron, kann es dem reichen Hause Colonna nicht fehlen; und selbst eine Anleihe auf seine ungeheuern Besitzungen kann leicht wieder erstattet werden, wenn Ihr Euch in den Besitz der sämmtlichen Einkünfte Roms gesetzt. Ihr seht," fuhr Montreal fort, sich gegen Adrian wendend, dessen Jugend ihm einen wärmeren Bundesgenossen zu versprechen schien als sein grauer Vetter, „ihr seht auf Einen

Blick wie ausführbar dieser Plan ist, und welch ein weites Feld er Eurem Haus eröffnet."

„Herr Walter von Montreal," versetzte Adrian von seinem Sitz sich erhebend und seine mit Mühe unterdrückte Entrüstung nicht mehr zurückhaltend, „es thut mir sehr leid, daß unter dem Dach des ersten Bürgers von Rom ein Fremder so ruhig und ohne Unterbrechung den Ehrgeitz soll anspornen dürfen, mit der Schuld und der verruchten Berühmtheit eines Visconti oder Pepoli zu wetteifern. Sprecht, mein Herr! (an Stephano sich wendend) sprecht, edler Vetter! und sagt diesem Ritter von Provence, daß wenn durch einen Colonna die alte Größe Roms nicht kann hergestellt werden, wenigstens nicht durch einen Colonna die letzten Trümmer ihrer Freiheit sollen zerstört werden!"

„Ey was Adrian! ey was trauter Vetter!" sagte Stephano bei dieser plötzlichen Aufforderung — „beruhige dich, ich bitte dich. Edler Ritter Walter, er ist jung — jung und hastig — er wollte Euch nicht beleidigen."

„Davon bin ich überzeugt," versetzte Montreal, kalt, aber mit großer und höflicher Selbstbeherrschung. „Er spricht nach dem Eindruck des Augenblicks — ein lobenswerther Fehler an der Jugend. Ich hatte ihn auch in seinem Alter und manchesmal hätte mich meine Hast beinahe das Leben gekostet. Nein, Signor, nein! Greift nicht so deutungsvoll an Euer Schwert, als ob Ihr meintet, ich

wolle Euch drohen; fern von mir sey eine solche Anmaßung. Glaubt mir, ich habe in den Kriegen hinlänglich Vorsicht gelernt, um mich nicht leichtsinnig einer Klinge entgegen zu werfen, die ich in so ungleichem Kampf schon geschwungen sah."

Wider Willen gerührt durch die Artigkeit des Ritters und die Anspielung auf einen Vorfall, bei dem sein Leben vielleicht durch Montreal war gerettet worden, reichte Adrian demselben die Hand.

„Ich verdiente Tadel für meinen Ungestüm," sagte er freimüthig, „aber," setzte er ernster hinzu, „nehmt eben aus meiner Hitze ab, daß Euer Anschlag bei den Colonna keine Unterstützung finden wird. Ja, in Gegenwart meines edeln Vetters wage ich Euch zu sagen; könnte er sich dazu verstehen, seine hohe Genehmigung einem solchen Plan zuzusagen, die besten Herzen seines Hauses würden ihn verlassen und ich selbst, sein Vetter, würde jenes Castel gegen einen so unnatürlichen Ehrgeitz mit Mannschaft besetzen."

Eine leichte, kaum wahrnehmbare Wolke flog bei diesen Worten über Montreals Angesicht, und er biß sich in die Lippe, eh' er erwiederte.

„Aber wenn die Orsini weniger bedenklich seyn sollten, so würde sich die erste Ausübung ihrer Macht in dem zusammenkrachenden Haus der Colonna kund geben."

„Wißt Ihr, versetzte Adrian, „daß eines unsrer Motto's die stolze Anrede an Rom ist: Wenn

wir fallen, fallt Ihr mit! Und lieber dieß Loos, als eine Erhebung auf den Trümmern unsrer Vaterstadt."

„Gut, gut, gut!" sagte Montreal sich wieder setzend — „der Bund muß handeln ohne den Beistand von Jenen. Ich scherzte nur, wenn ich der Orsini erwähnte, denn sie besitzen nicht die Macht, welche ihre Bestrebungen sicher stellen würde. Laßt uns denn die gehabte Besprechung aus unsrem Gedächtniß verwischen. Am neunzehnten, glaub' ich, Signor Colonna, habt Ihr im Sinne mit Euern Freunden und Untergebnen Euch nach Corneto zu begeben, wozu Ihr Euch meine Begleitung erbatet."

„An diesem Tage, ganz recht, Herr Ritter," versetzte der Baron, durch diese Wendung des Gesprächs sichtlich getröstet. „Die Sache ist die, daß man uns so hart der Gleichgültigkeit gegen die Interessen des guten Volks beschuldigt, daß ich diesen Zug als ein Mittel ansehe, diese Anklage zu entkräften; und wir beabsichtigen denn eine Fuhre Korn nach Corneto gegen die Straßenräuber mit unsrem Geleit zu schützen. In Wahrheit aber habe ich, außer der Furcht vor den Räubern, noch einen Grund, ein möglichst zahlreiches Gefolge mir zu wünschen. Ich möchte gern meinen Feinden und dem Volk überhaupt die festgegründete und steigende Macht meines Hauses zeigen; die Entwicklung einer solchen bewaffneten Macht als ich aufzubringen hoffe, wird eine treffliche Gelegenheit seyn, die Aufrühre-

rischen und Widerspenstigen mit Scheue und Angst zu erfüllen. Adrian, ihr werdet, hoff' ich auf diesen Tag Eure Untergebnen versammeln, wir möchten nicht ohne Euch ziehen."

„Und wenn wir dann zusammen reiten, edler Signor!" sagte Montreal, sich gegen Adrian neigend, „werden wir gänzlich die Wunde heilen, die ich Euch unabsichtlich schlug. Zum Glück gibt es Einen Punkt, worin wir einig seyn können — unsre Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Ihr müßt mich mit den Namen der schönsten Damen in Rom bekannt machen; und wir wollen alte, dahin einschlagende Abenteuer besprechen und auf neue hoffen. Beiläufig, Herr Adrian, Ihr seyd, denk' ich, wie Eure andern Landsleute ein Petrarka's-Bewunderer?"

„Theilt Ihr unsern Enthusiasmus nicht? Schmäht nicht so Eure Galanterie, ich bitt' Euch!"

„Kommt, wir müßen uns nicht wieder entzweien; aber bei meiner Dame, ich schätze einen Troubadoursrundgesang so hoch, als Alles was Petrarka je gedichtet. Er hat aber aus unsrer Ritterpoesie entlehnt und sie wie ein weichlicher Schönherr maskirt."

„Nun," sagte Adrian munter, „für jede Zeile eines Troubadours die Ihr anzieht, will ich Euch auch eine citiren. Ich will Euch die Ungerechtigkeit gegen Petrarka verzeihen, wenn Ihr den Troubadours Gerechtigkeit widerfahren laßt."

„Gerechtigkeit!“ rief Montreal mit aufrichtigem Enthusiasmus. „Ich bin von dem Land, ja von dem Blut der Troubadours. Aber ich werde zu leichtsinnig für Euren edlen Vetter und es ist jetzt Zeit, daß ich Euch für dießmal Lebewohl sage. Mein Herr Colonna — Friede sey mit Euch; lebt wohl, Ritter Adrian, mein Bruder in der Ritterschaft — gedenkt Eurer Ausforderung!“

Mit leichter, ungezwungner Anmuth verabschiedete sich der Johanniter; der alte Baron, mit einer stummen Bitte um Entschuldigung gegen Adrian, folgte Montreal ins anstoßende Zimmer.

„Herr Ritter!“ sagte er, „Herr Ritter!“ indem er die Thüre gegen Adrian schloß und Montreal in die Fenstervertiefung zog — „ein Wort ins Ohr. Denkt nicht, ich nehme Euer Anerbieten so leicht — aber man muß diese jungen Leute schonen; der Plan ist groß, erhaben und meinem Herzen angenehm; aber er erfordert Zeit und Vorsicht. Ich habe Manche von meinem Haus, so bedenklich wie jener Hitzkopf, erst zu gewinnen; der Weg ist schön, aber er muß zuvor genau und sorgsam untersucht werden; Ihr versteht?“

Unter den zusammengezogenen Brauen hervor warf Montreal einen stechenden Blick auf Stephano und antwortete:

„Meine Freundschaft gegen Euch hieß mich jenes Anerbieten machen. Der Bund kann bestehen ohne die Colonna — hütet Euch daß nicht eine Zeit

komme, wo die Colonna nicht ohne den Bund bestehen können. Mein Herr, schaut Euch wohl um — es gibt mehr freie Männer — ja kühne und thatlustige — in Rom, als Ihr denkt. Hütet Euch vor Rienzi! Adieu, wir sehen uns bald wieder!"

Mit diesen Worten schied Montreal und als er mit seinem gleichgültigen Schritt durch das wimmelnde Vorzimmer ging, sprach er bei sich selbst: „Es wird hier fehlschlagen — diese memmenhaften Edeln haben weder den Muth um groß, noch die Weisheit, um redlich zu seyn. Laß sie fallen! Ich finde vielleicht einen Abenteurer unter dem Volk, einen Abenteurer wie ich, mehr werth als jene Alle."

Sobald Stephano zu Adrian zurückgekehrt war, schlang er die Arme zärtlich um seinen Mündel, der schon seinen Stolz gerüstet hatte für eine scharfe Rüge seiner Keckheit.

„Trefflich verstellt — bewundernswerth, bewundernswerth!" rief der Baron. „Ihr habt die Kunst eines Staatsmanns am kaiserlichen Hof gelernt. Ich habe mir das immer von Euch versprochen, es immer gesagt. Ihr sagt die Klemme in der ich mich befand, so überrascht durch den tollen Plan des Barbaren; sorglich abzuweisen, und noch sorglicher, anzunehmen. Ihr habt mich mit meisterhafter Geschicklichkeit herausgezogen; diese Leidenschaft — Eurem Alter so natürlich — war eine treffliche Finte — den Angriff abgelenkt — mir Zeit geschafft zu Athem zu kommen — mich in Stand gesetzt mit

dem Wilden zu spielen. Aber wir dürfen ihn nicht vor den Kopf stoßen, wißt Ihr; all meine Mannschaft würde mir davonlaufen, oder mich verkaufen an die Orsini, oder mir den Hals abschneiden, wenn er nur den Finger aufhöbe. O, es war meisterhaft gespielt, Adrian, meisterhaft."

„Dank dem Himmel!" sagte Adrian, mit einiger Mühe wieder zu Athem kommend, da ihn sein Erstaunen dessen ganz beraubt hatte, „daß Ihr nicht daran denkt, den schwarzen Anschlag aufzunehmen!"

„Daran denken? nein, wahrlich!" sagte Stephano, sich in seinen Sessel werfend, „ey, kennst du denn mein Alter nicht, Knabe! Hart an meinem neunzigsten Jahr müßte ich ja fürwahr närrisch seyn mich in einen solchen Strudel von Sturm und Unruhe zu stürzen. Ich begehre nur zu behalten was ich habe, nicht es, durch Haschen nach noch Mehr, auf's Spiel zu setzen. Bin ich nicht der Liebling des Pabsts? Sollte ich mich der Gefahr seines Banns aussetzen? Bin ich nicht der Mächtigste der Edeln? Wäre ich als König mehr? Mir, in meinem Alter von solchem Zeug reden! Der Mensch ist ein Tollkopf. Zudem," setzte er mit gesenkter Stimme und sich furchtsam umsehend, hinzu, „wenn ich König wäre, könnten mich meine Söhne der Nachfolge zu lieb vergiften. Es sind gute Bursche Adrian, gewiß! — aber eine solche Verführung! Ich möchte sie ihnen nicht vor die Füße legen; diese grauen Haare haben Erfahrung! Tyrannen sterben

keines natürlichen Todes, nein, nein! die Pest über den Ritter, sag' ich! er hat mich schon in einen kalten Schweiß versetzt!"

Adrian betrachtete die arbeitenden Züge des alten Manns, dessen Selbstsucht ihn so vor einem Verbrechen bewahrte. Er horchte seinen Schlußworten — voll von der düstern Wahrheit jener Zeit — und als der reine und hochgesinnte Ehrgeitz Rienzi's ihm, im Contrast damit, glänzend vor die Seele trat, empfand er, daß er dessen Feuereifer nicht tadeln, über das Uebermaß desselben nicht zürnen konnte.

„Und dann," fuhr der Baron, bedächtiger redend, wie er die Herrschaft über sich selbst wieder gewann, fort, „zeigt mir auch dieser Mann durch die Warnung die er mir gab, auf einmal seine ganze Unwissenheit hinsichtlich unsres Staatszustandes. Was meint Ihr? Er hat sich unter den Pöbel gemischt und ihr tolles Drohen für Macht genommen; ja er hält Worte für Soldaten und hieß mich — mich — Stephano Colonna — auf der Hut seyn — Vor Wem, meint Ihr? Nein, Ihr errathet es nie! vor dem Redenhalter, Rienzi! meinem alten Gast und Lustigmacher! Ha, ha, ha! die Unwissenheit dieser Barbaren! Ha, ha, ha!" und der alte Mann lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen rollten.

„Und doch fürchten Viele von dem Adel diesen Rienzi!" sagte Adrian ernst.

„Ach, laß sie, laß sie! Sie haben nicht unsre Erfahrung, unsre Weltkenntniß, Adrian. Ey, Mensch, wann stürzten je Deklamationen Castelle ein oder besiegten Soldaten? Mir ist's ganz Recht, daß Rienzi dem Pöbel Reden hält über das alte Rom und solches Zeug; es gibt ihnen etwas zu denken und zu schwatzen, und so verdunstet all ihr Trotz in Worten; sie könnten ein Haus anzünden, wenn sie keine Reden hörten. Aber da ich jetzt bei dem Capitel bin, ich muß gestehen der Schulfuchs ist in seinem neuen Amt unverschämt geworden, da — da! dieß Papier erhielt ich heute vor Aufstehen. Ich höre dieselbe Dreistigkeit hat er sich gegen alle Edle erlaubt. Lest es, wenn Ihr wollt," und damit gab der Colonna seinem Vetter einen Zettel in die Hand.

„Ich habe desgleichen erhalten," versetzte Adrian hineinblickend. „Es ist eine Aufforderung Rienzi's, in der Kirche St. Giovanni vom Lateran sich einzufinden, um die Erläuterung der Inschrift einer eben aufgefundnen Tafel anzuhören. Es steht, sagt er, in innigster Verbindung mit der Wohlfahrt und dem Zustand Roms."

„Sehr unterhaltend, will ich glauben, für Professoren und Bücherwürmer. Verzeiht Vetter! ich dachte nicht an Euern Geschmack für derlei Sachen; und mein Sohn Giovanni scheint Eure Liebhaberei zu theilen. Nun, nun! sie ist unschuldig genug! Geht nur — der Mann spricht gut."

„Wollt Ihr nicht auch hingehen?"

„Ich — mein guter Junge — Ich!" sagte der alte Colonna, seine Augen mit solchem Erstaunen aufreissend, daß Adrian selbst nicht umhin konnte, die Einfalt seiner eignen Frage zu belachen.

## Zweites Kapitel.

### Die Besprechung und der Zweifel.

Als Adrian den Pallast seines Vormunds verließ, und den Weg in der Richtung gegen das Forum hin einschlug, stieß er etwas unerwartet auf Raimund, Bischof von Orvieto, der, auf einem kleinen Zelter sitzend und von drei oder vier Dienern begleitet, als er den jungen Edelmann erkannte, plötzlich Halt machte.

„Ach, mein Sohn! ich sehe dich nur so selten! wie geht es dir? Gut? so! so! Mich freut das zu hören. Ach! welch ein Zustand der Gesellschaft ist das hier, verglichen mit den ruhigen Genüssen von Avignon! Dort finden sich alle Leute die wie wir, denselben Bestrebungen, denselben Studien, den deliciae Musarum sich widmen, leicht und natürlich zusammen, (bei jenen lateinischen Worten schmunzelte der Bischof, denn er war stolz auf ein gelegentliches, wohl oder übel angebrachtes Citat.) Aber hier wagen wir kaum aus unsrem Haus auszufliegen, außer bei großen Gelegenheiten. Doch,

da ich von großen Gelegenheiten und von den Musen spreche, fällt mir die Einladung unsres guten Rienzi in den Lateran ein; natürlich geht Ihr hin! es ist gar ein knotiges Stück Latein das er erklären will — so höre ich wenigstens — sehr interessant für uns, mein Sohn! sehr!"

„Es ist morgen," antwortete Adrian. „Ja gewiß, ich werde mich dort einfinden. „Und hört Ihr, mein lieber Sohn," sagte der Bischof, seine Hand zärtlich auf Adrians Schulter legend, „ich habe Grund zu hoffen, daß er unsre armen Bürger an das Jubiläum für das Jahr fünfzig erinnern und sie anspornen wird, die Landstraßen von den Räubern zu reinigen; eine gar dringende Verpflichtung, die man bei Zeiten beachten muß; denn wer wird der Absolution zu lieb hieher kommen, wenn er Gefahr läuft, auf dem Weg unabsolvirt ins Fegfeuer geschickt zu werden? Ihr habt Rienzi gehört? ja? Ganz ein Cicero — ganz! Nun, der Himmel segne Euch mein Sohn! Ihr bleibt nicht aus?"

„Nein gewiß nicht!"

„Doch haltet, ein Wort mit Euch; schärft doch Allen, die Ihr seht, ein, wie wünschenswerth eine volle Versammlung ist; es bringt der Stadt Ehre, Achtung vor den Wissenschaften zu zeigen."

„Nichts von dem Jubiläum zu sagen!" setzte Adrian lächelnd hinzu.

„Ach! nichts von dem Jubiläum zu sagen — sehr gut! Adieu für dießmal!" Damit setzte sich der

Bischof auf seinem Sattel wieder zurecht und ritt feierlich weiter, um seine zahlreichen Freunde zu besuchen und sie zu der Versammlung dringend zu laden.

Adrian setzte inzwischen seinen Weg fort, bis er das Capitol, den Bogen des Severus, die mächtigen Säulen des Jupiterstempels hinter sich hatte, und sich unter dem langen Gras, dem flüsternden Rohr und den vernachläßigten Weingärten befand, welche über der jetzt verschwundnen Pracht von Nero's goldnem Haus sich erheben. Er setzte sich auf einen umgestürzten Pfeiler — an der Stelle wo jetzt der Wandrer in die sogenannten Bäder der Livia hinabsteigt — und sah ungeduldig nach der Sonne, als wäre er unzufrieden mit der Langsamkeit ihres Gangs.

Er durfte jedoch nicht lang warten, bis man einen leichten Schritt im duftigen Gras knistern hörte, und sofort glänzte durch die gewölbten Reben daher ein Antlitz, das man wohl für die Nymphe, für die Göttin des Ortes halten mochte.

„Meine Schöne! Meine Irene! Wie soll ich dir danken?"

Lange stand es an, bis der entzückte Liebende dazu kam, in Irenen's Antlitz eine Traurigkeit zu beachten, die es sonst, in seiner Anwesenheit, nicht verschattete. Auch zitterte ihre Stimme; ihre Worte schienen gezwungen und kalt.

„Hab' ich dich beleidigt?" fragte er, „oder welches geringere Unglück hat sich ereignet?"

Irene schlug die Augen gegen den Geliebten auf und sagte, ihn ernst anschauend: „Sage mir mein Herr, mit nüchterner und einfacher Wahrheit, würde es dir sehr leid thun, wenn dieß unsre letzte Zusammenkunft wäre?"

Bläſſer als der Marmor zu seinen Füßen wurde die dunkle Wange Adrians. Es dauerte einige Augenblicke bis er zu antworten vermochte, und er that dieß mit erzwungenem Lächeln und bebenden Lippen.

„Scherze nicht so, Irene! die letzte! das ist kein Wort für uns!"

„Aber höre mich, Herr —"

„Warum so kalt? nenne mich Adrian! Freund! Geliebter! oder bleibe stumm!"

„Nun denn, meiner Seele Seele! meine ganze Hoffnung! Leben meines Lebens," rief Irene leidenschaftlich aus — „höre mich! Ich fürchte wir stehen in diesem Augenblick an einem Abgrund, dessen Tiefe ich nicht absehe, aber der uns für immer trennen kann! Du kennst das wirkliche Wesen meines Bruders und beurtheilst ihn nicht so falsch wie Viele. Lang hat er über Planen und Entwürfen gebrütet, ist mit sich selbst zu Rath gegangen und hat, seines Einflusses auf das Volk sich bewußt, die Bahn zu einem großen Unternehmen vorbereitet.

Aber jetzt — (du wirst ihn nicht verrathen — ihm kein Leid thun? — Er ist dein Freund!)“

„Und dein Bruder! Ich gäbe mein Leben für seines! Fahre fort!“

„Aber jetzt, also,“ fuhr Irene fort, „rückt die Zeit für dieß Unternehmen, worin es immer bestehen mag, schnell heran. Ich kenne die eigentliche Beschaffenheit desselben nicht, aber ich weiß, daß es gegen den Adel — gegen deinen Stand — gegen dein eignes Haus gerichtet ist! Wenn es gelingt — O Adrian! möchtest du selbst nicht außer Gefahr seyn, und mein Name wenigstens wird verbunden seyn mit dem Namen deiner Feinde. Wenn es fehlschlägt — so ist mein Bruder, mein kühner Bruder verloren! Er wird fallen als Opfer der Rache oder der Gerechtigkeit, nenn' es wie du willst. Dein Vetter kann sein Richter — sein Henker werden, und Ich, sollte ich am Leben bleiben, um den Ruhm und Glanz meines niedrigen Geschlechts zu beklagen, könnte ich mir gestatten zu lieben — anzusehen einen Mann in dessen Adern das Blut seiner Mörder flöße? O, ich bin elend — elend! diese Gedanken machen mich beinah wahnsinnig!“ sie rang in bitterem Schmerz die Hände und schluchzte laut.

Adrian selbst ward heftig erschüttert durch das Gemälde das sich ihm so darstellte, obgleich die darin begriffnen Nothwendigkeiten sich schon oft dunkel seiner Seele aufgedrungen hatten. Allerdings jedoch begriff er, nicht wissend, daß die Entwürfe Rienzi's von

wirklicher, physischer Macht unterstützt waren und da er noch nie die gewaltigen moralischen bei einer Revolution wirkenden Kräfte zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht, daß eine Bewegung, zu der Rienzi etwa das Volk anspornen möchte, von dauerndem Erfolg seyn würde; und was seine Bestrafung anlangte, so wußte Adrian in dieser Stadt, wo alle Gerechtigkeit die Sklavin des Einflusses war, sich mächtig genug, um Verzeihung auch für das größeste aller Verbrechen — bewaffneten Aufstand gegen den Adel, auszuwirken. Als diese Gedanken sich ihm darstellten, gewann er wieder den Muth Irenen zu trösten und zu beruhigen. Aber seine Bemühungen hatten nur einen theilweisen glücklichen Erfolg. Aufgeschreckt durch ihre Besorgnisse bei einer Erwägung der Zukunft, die sie bisher ganz außer Acht gelassen, schien Irene zum erstenmal taub gegen die Stimme des Geliebten.

„Ach," sagte sie traurig, „selbst im besten Fall, wie muß diese Liebe, die wir so blind um sich greifen ließen, wie muß sie enden? Du kannst kein Mädchen wie ich bin heirathen, und ich — wie thöricht bin ich gewesen!"

„So komm denn wieder zum Verstand, Irene," sagte Adrian stolz, zum Theil vielleicht aus wirklichem Unmuth, zum Theil in Folge seiner Bekanntschaft mit dem schönen Geschlecht. „Liebe einen Andern und weiser, wenn du willst; durchstreiche deine Gelübde gegen mich und denke nur hinfort:

es sey ein Verbrechen, zu lieben, und eine Narrheit: treu zu seyn."

„Grausamer!" sagte Irene bebend und ihrerseits jetzt beunruhigt. „Sprichst du im Ernst?"

„Sag' mir, eh' ich dir antworte, sag mir dieß; käme Tod, kämen Martern, käme ein ganzes Leben voll Kummer hinter dieser Liebe her: würdest du je bereuen geliebt zu haben? Ist dieß, so kennst du die Liebe nicht, die ich für dich empfinde!"

„Nie, nie kann ich's bereuen!" sagte Irene, Adrian um den Hals fallend. „Verzeih mir!"

„Aber ist denn wirklich," fragte Adrian eine kleine Weile nach diesem Liebesstreit nebst Aussöhnung, „ist denn wirklich ein so auffallender Unterschied zwischen deines Bruders früherem und jetzigem Benehmen? Wie weißst du, daß die Zeit zum Handeln so nah ist?"

„Weil er jetzt ganze Nächt' eingeschlossen sitzt mit allen Arten von Männern; seine Bücher sperrt er ein — er liest nicht mehr — aber wenn er allein ist, geht er murmelnd im Zimmer auf und ab. Manchmal bleibt er vor dem Calender stehen, den er neulich mit eigner Hand an der Wand befestigt und fährt mit den Fingern über die Buchstaben, bis er an ein bestimmtes Datum kommt, und dann spielt er mit seinem Schwert und lächelt. Aber vor zwei Nächten sind auch Waffen in großer Menge ins Haus gebracht worden und ich hörte den Anführer der Männer, die sie brachten, einen grimmen Riesen,

unter dem Volk wohl bekannt, sagen als er sich die Stirn wischte: „die werden bald zu thun bekommen.“

„Waffen! Bist du dessen gewiß!“ sagte Adrian ängstlich. „Ja, dann ist mehr an diesen Entwürfen als ich mir einbildete. Aber,“ (als er bemerkte, daß Irene's Blick bei der Veränderung seines Tons furchtsam sich auf ihn heftete, fuhr er zuversichtlicher fort) „aber komme was da will — glaube mir, meine Schöne, mein Angebetete: daß dein Bruder, so lang ich lebe, nichts soll zu leiden haben von dem Haß, den er gegen sich erweckt, und daß ich, wenn er gleich unsre alte Freundschaft vergessen sollte, doch nicht aufhören werde, dich zu lieben.“

„Signora, Signora! Kind es ist Zeit, wir müßen gehen!“ rief die gellende Stimme Benedetta's, welche jetzt durch's Gebüsch lugte. „Die Arbeitsleute gehen heim auf diesem Weg; ich sehe sie herbeikommen.“

Die Liebenden trennten sich; zum erstenmal war die Schlange in ihr Paradies gedrungen; sie hatten gesprochen, sie hatten gedacht — etwas Anderes als Liebe.

## Drittes Kapitel.

Die Lage eines liberalen Patriciers unter Mißvergnügten vom Volk. Die Scene im Lateran.

Die Lage eines Patriciers der das Volk aufrichtig liebt, ist in solchen bösen Zeiten, wenn die Gewalt unterdrückt und die Freiheit kämpft, wenn die Männer in zwei Parteien getheilt mit einander ringen — die verdrießlichste und widerlichste, in welche Einen nur das Schicksal versetzen kann. Soll er die Partei des Adels ergreifen? er wird zum Verräther an seinem Gewissen; die des Volks? so verläßt er seine Freunde. Aber diese Folge von der letztgenannten Wahl ist nicht die einzige, und vielleicht für ein kräftiges Gemüth nicht einmal die härteste. Alle Männer sind beherrscht und gefesselt durch die öffentliche Meinung; sie ist die öffentliche Richterin; aber die öffentliche Meinung ist nicht dieselbe für alle Classen. Die öffentliche Meinung, welche den Plebejer anspornt oder abschreckt, ist die der Plebejer — derer, die er sieht, spricht und kennt, derer mit welchen er in Berührung kommt, mit welchen er von Kindheit an verkehrte, deren Lob er täglich hört, deren Tadel ihm jede Stunde

vor's Auge tritt.*) So ist auch die öffentliche Meinung für die Großen — die ihrer Standesgenossen — derer, welche Geburt und Zufall für immer in ihren Weg warf. Wenn wir heutzutag in den seichten Spalten eines dogmatisirenden Journalisten lesen, daß dieser oder jener Edelmann nicht wagt diese oder jene Handlung zu begehen — einen Pächter zu quälen oder einen Stimmgeber zu bestechen — weil er die öffentliche Meinung scheue: ist dieß dann die öffentliche Meinung seiner Umgebung? Die öffentliche Meinung seiner Schmarotzer, seiner Clienten, seiner Ebenbürtigen, seiner Genossen in Politik und Ansicht! Werden die ihn verdammen? Nein! Es ist die öffentliche Meinung einer andern Classe —

*) Dasselbe gilt auch von kleinern Kreisen. Die öffentliche Meinung für Juristen ist die der Juristen, für Soldaten die der Armee; für Gelehrte die der Literaten und Wissenschaftlichen. Und für die Empfindlichen unter den letztgenannten ist schon die feindselige Critik der Gelehrten verwundender gewesen, als die strengsten moralischen Ausstellungen des Publikums. Mancher hat schon eine große That gethan oder ein großes Werk verfaßt, nur um zwei oder drei ihm beständig vorschwebenden Personen zu gefallen. Ihre Stimme war für ihn die öffentliche Meinung. Die öffentliche Meinung, welche Bishop den Mörder bestimmte, war die Meinung der Burker, seiner Cameraden. Verdammten ihn diese? Nein! Er kannte keine andre öffentliche Meinung bis er an den Galgen wanderte und die Blicke voll Abscheu sah, die heftigen Verwünschungen hörte von der auf dem Richtplatz versammelten Menge.

einer Classe der seine Bahn sich nicht nähert — einer Classe deren Lob oder Tadel selten ihm ins Ohr klingt, einer Classe, der zu trotzen nach der Meinung seines Standes vielleicht als Muth, welche verächtlich zu behandeln, als vornehme Würde gilt. Diese Unterscheidung ist voll von wichtigen praktischen Folgerungen, es ist eine solche, die weniger als irgend eine andre von einem auf Tiefe Anspruch machenden Politiker sollte vergessen werden. Deßwegen ist eine fürchterliche Probe zu bestehen — zu der wenige Plebejer sich entschließen und deren anfechtungslose Bestehung von Patriciern zu erwarten ungerecht ist — die Probe: daß man sich in Widerspruch setzt mit derjenigen öffentlichen Meinung, die für den Handelnden als solche gilt. Sie können in solchem Fall doch nicht umhin, dem eignen Urtheil zu mißtrauen — sie können nicht umhin zu glauben, die Stimme der Weisheit oder der Tugend spreche aus den Tönen, welche von ihnen seit der Wiege als Orakel betrachtet wurden. In dem Tribunal von Sektenvorurtheil meinen sie den Richterstuhl des allgemeinen Gewissens zu finden. Ein andrer gewaltiger Hemmschuh für das Handeln eines Patriciers in solcher Lage ist die Gewißheit, daß am Ende die Beweggründe seiner Handlungsweise gleicherweise von der Aristokratie, die er verläßt, wie vom Volk dem er sich anschließt, mißdeutet werden. Es scheint so unnatürlich an einem Mann, seinem eignen Stand sich gegenüber zu stellen, daß die

Welt geneigt ist, eher jeden Erklärungsgrund für ein solches Räthsel gelten zu lassen als den der redlichen Ueberzeugung, des hochherzigen Patriotismus.

„Ehrgeitz!" sagt der Eine. „Getäuschte Hoffnungen!" ruft ein Andrer. „Ein Privatgroll," meint ein Dritter. „Um Pöbelgunst buhlende Eitelkeit!" spöttelt ein Vierter. Das Volk bewundert ihn anfänglich und beargwohnt ihn hintennach. Von dem Augenblick an wo er einen Wunsch des Volks durchkreuzt, gibt es für ihn keine Versöhnung; er wird angeklagt den Heuchler gespielt, das Schafskleid über den Wolfspelz getragen zu haben und dann sagen sie: „Seht die Wolfszähne lauschen ihm hervor!" Ist er vertraulich mit dem Volk — so ist es Schmeichelei; hält er sich ferner — so ist es Stolz. Und was hält denn einen Mann aufrecht in solcher Lage, der seinem Gewissen folgt und mit offnem Auge all die Gefahren seines Pfads einsieht? Weg mit dem Gewäsch von öffentlicher Meinung! — weg mit der armseligen Täuschung von später erwachender Gerechtigkeit; er wird jene beleidigen und diese nie erlangen. Was hält ihn aufrecht? Seine eigne Seele! Ein durchaus großer Mann hegt eine gewisse Verachtung gegen sein Geschlecht, während er ihm zu Hülfe kommt; ihr Wohl oder Weh ist ihm Alles; ihr Beifall, ihr Tadel ist ihm nichts. Er tritt heraus aus dem Kreis der Geburt und Gewohnheit; er weiß nichts von den kleinen Trieb-

federn kleiner Menschen. Hoch, in dem weiten Raum den seine Bahn umfaßt, hält er in seinem Sphärenlauf inne, um zu helfen oder zu erleuchten; aber das Gelärm unten erreicht ihn nicht. Bis das Rad gebrochen ist — bis die schwarze Leere den Stern verschlingt, macht er Tag und Nacht seinem eignen Ohr Musik; er dürstet nicht nach Tönen von der Erde, die er erleuchtet, er sehnt sich nach keinen Genossen auf der Bahn die er durchrollt, seiner eignen Herrlichkeit sich bewußt und deßwegen zufrieden allein zu seyn!

Aber Geister dieser Art sind selten. Nicht jedes Zeitalter bringt sie hervor. Es sind Ausnahmen von der gewöhnlichen menschlichen Tugend, die, wo nicht verdorben, so doch influenzirt und bestimmt wird durch äußere Umstände. Zu einer Zeit, wo schon die Empfänglichkeit für die Stimme des Ruhms als Beweis einer über die übrigen Menschen hervorragenden moralischen Kraft galt, war es wohl unmöglich, daß irgend Einer eine Ahnung gehabt hätte von jenem geläuterteren und übersinnlicheren Gefühl, jenem erhabneren Antrieb zu großen Thaten — dem Ruhm in der eignen Brust, der so unermeßlich erhaben steht über dem Verlangen nach Berühmtheit bei Andern. In der That, ehe wir uns von der Welt loszumachen vermögen, müßen wir, durch ein langes und strenges Noviziat, durch die Bewährung vieles Nachdenkens und vieles Kummers, durch tiefe und schmerzliche Ueberzeugung von

der Eitelkeit Alles dessen was die Welt uns geben kann, uns — nicht in der Hast einer Stunde, sondern für immer — über die Welt erhoben haben; eine Entäußerung, eine Verläugnung, zu der selbst in unsern weisheitsvollen Tagen wie Wenige von den Weisesten es bringen! Und doch, bis wir dieß Glück erreichen, kennen wir nicht die wahre Göttlichkeit der tiefen Betrachtung, nicht die allgenügende Macht des Gewissens, und können wir nicht mit geweihten Tritten in das Allerheiligste unsrer eignen Seele uns zurückziehen, da wir inne werden und empfinden in wie weit unsre Natur fähig und theilhaftig ist der freien Unabhängigkeit eines Gottes.

Aber kehren wir zu den Gegenständen und Gedanken der Erde zurück! Die Betrachtungen und Verkettungen der Umstände, die in ähnlicher Lage so manches redliche und muthige Herz fesselten, fesselten auch Adrian. Er sah sich in einer falschen Stellung. Seine Vernunft und sein Gewissen traten Rienzi's Planen bei, und seine natürliche Herzhaftigkeit und Unternehmungslust hätten ihn geneigt gemacht, die Gefahren ihrer Ausführung zu theilen. Aber laut wehrten ihm dieß seine Verbindungen, seine Freundschaften, häusliche und Privatverpflichtungen. Wie konnte er gegen seinen Stand, gegen sein Haus, gegen die Genossen seiner Jugend geheim sich verschwören, oder handelnd ihnen trotzen? Wenn er auf der einen Seite angespornt wurde von Patriotismus, so standen auf der andern Heuchele

und Undankbarkeit. Und wer hätte auch den für einen treuen Kämpfer seines Vaterlands gehalten, der ein Verräther an seinen Freunden war? Und so

„Der Feuerfarbe der Entschließung
Ward des Gedankens Blässe angekränkelt!“

Und der Mann, der seiner Persönlichkeit nach der Führer der Zeit hätte seyn sollen, blieb bloßer Beobachter. Aber Adrian suchte sich über seine gegenwärtige Unthätigkeit zu beruhigen durch die Ueberzeugung von der politischen Klugheit seiner Handlungsweise. Vielleicht war in Adrians Verhältnissen wirklich Zögerung die Rolle eines klugen Staatsmanns; die Stellung, welche im Anfang zweideutig erscheint, verleiht gegen das Ende hin ein entscheidendes Ansehen. Rein von den Ausschweifungen und bewahrt vor der Eifersucht der Parteien, pflegt ein neuauftretender Schauspieler in dem stürmischen Drama, die Neigung und Achtung Aller auf sich zu ziehen; seine Mäßigung verschafft ihm Vertrauen vom Volk; sein Stand macht ihn zum passenden Vermittler mit den Edeln; und so erheben ihn die Eigenschaften, die ihn in der einen Periode der Revolution zum Märtyrer gemacht hätten, in einer andern vielleicht zum Retter.

So wartete denn Adrian schweigend und unthätig den Fortgang der Ereignisse ab. Wenn Rienzi's Entwürfe scheiterten, konnte er, vermöge seiner Theilnahmlosigkeit um so besser das Volk vor neuen Ketten und dessen Führer vor dem Tod schützen.

Wenn sie gelangen, so konnte er eben so sein Haus gegen den Grimm des Volkes vertheidigen — und, ein Anwalt der Freiheit, der Unordnung steuern. So waren wenigstens seine Hoffnungen; und so beschränkte und beschwichtigte die italienische Schlauheit und Vorsicht seines Charakters die Begeisterung der Jugend und des Muths.

Die Sonne schien friedlich und wolkenlos auf die ungeheure Menschenmenge, die vor dem großen Platz, der die Kirche St. Giovani vom Lateran einschließt, zusammenströmte. Theils aus Neugier, theils auf den Wunsch des Bischofs von Orvieto, theils weil es eine Gelegenheit war, die Pracht ihres Gefolgs zur Schau zu stellen, hatten sich auch viele der vornehmsten Barone Roms hier eingefunden.

An einer der in die Kirche führenden Stufen stand, den gefalteten Mantel um sich geschlagen, Walter von Montreal und betrachtete die verschiednen Züge, die, einer nach dem andern, durch die von den Soldaten der Kirche mitten in dem Gewühl zum Behuf der Bequemlichkeit vor vornehmsten Edeln, freigelassene Gasse, daherzogen. Er beobachtete mit Interesse, obgleich mit der Miene und dem schweifenden Blick seiner gewöhnlichen Unbefangenheit, die verschiedenen Zeichen und Blicke der Begrüßung, womit das Volk die verschiednen hohen Personen empfing. Panniere und Flaggen wurden jedem Signor vorgetragen, und die Spöttereien und Witze, die kurzen Aeußerungen des Lobs oder

Tadels, die so viel in sich schließen, welche, als jene hoch daherflatterten, unter dem lebhaften Volkshaufen hin- und herflogen, wurden in seinem Gedächtniß sorgfältig aufbewahrt.

„Platz da — Platz für meinen Herrn Martino Orsini — Baron di Porto!"

„Ruhe! Schätzchen — zurück! Platz für den Signor Adrian Colonna, Baron di Castello und Ritter des Reichs!"

Und bei diesen Ausrufungen der Nebenbuhler sah man hoch flattern den goldnen Bären der Orsini mit dem Motto: „Hüte dich vor meiner Umarmung!" und die einzelne Säule der Colonna auf himmelblauem Feld, mit Adrians besondrem Wahlspruch: „Ernst aber stark!" Der Zug des Martino Orsini war weit zahlreicher als der Adrians, welcher nur aus zehn Dienern bestand. Aber Adrians Leute erregten weit größere Bewunderung unter dem Volk und gefielen weit mehr dem geübten Auge des kriegerischen Johanniters. Ihre Waffen waren spiegelblank; ihre Größe war bis auf den Zoll gleich; ihr Schritt war regelmäßig und gehalten; ihre Haltung aufrecht; sie sahen nicht rechts noch links; sie beurkundeten jene nicht zu beschreibende Disciplin, jene Harmonie der Ordnung, welche Adrian während seiner eignen Waffenlehrjahre gelernt, um sie seinen Leuten einzuflößen. Dagegen war der ordnungslose Zug des Herrn von Porto aus Männern von jeder Größe zusammengesetzt. Schlecht geputzt, übel

gearbeitet waren ihre Waffen; sie drängten sich verwirrt durch einander; sie lachten und sprachen ganz laut und in ihrer Haltung und ihrem Wesen sprach sich der Uebermuth von Männern aus, welche eben so sehr den Herrn dem sie dienten, als das von ihnen geängstigte Volk verachteten. Da die beiden Banden unerwarteterweise in diesem engen Paß auf einander stießen, gab sich sogleich die Eifersucht der beiden Häuser kund. Jede drängte vor um den Vortheil zu gewinnen, und als die ruhige Regelmäßigkeit von Adrians Zug und auch die Geschlossenheit seiner kleinen Anzahl ihm den Sieg der Ueberholung von seines Nebenbuhlers Leuten verschaffte, erhob das Volk ein lautes Geschrei: „Colonna hoch!“ — „Laßt den Bären hinter der Säule hertanzen!“

„Vorwärts, Ihr Schufte!“ sagte Orsini laut zu seinen Leuten. „Wie konntet Ihr diese Beleidigung dulden?“ Und sich selbst an die Spitze seiner Leute setzend, wollte er eben mitten durch den Zug seines Gegners durchdrängen, als ein großer Wachtsoldat, in päbstlicher Liveree, ihm den Stab vorhielt.

„Ordnung mein Herr! wir haben die ausdrücklichsten Befehle von dem Vikar, keinen Streit der verschiednen Züge unter einander zu dulden.“

„Schurke, erfrechst du dich mit mir Worte zu wechseln?“ versetzte der stolze Orsini, und mit seinem Schwert hieb er den Stab entzwei.

„Im Namen des Vikars, ich befehle Euch zurückzuweichen!“ sagte die handfeste Wache, mit seiner ungeheuren Masse gerade dem Edeln den Weg vertretend.

„Es ist Cecco del Vecchio!“ riefen die vom Volk, welche nah genug standen um die Unterbrechung und ihre Ursache zu bemerken.

„Ja,“ sagte Einer, „der gute Vikar hat mehrere der stämmigsten Bursche in die Liveree des Pabsts gesteckt, um besser die Ordnung zu erhalten. Er hätte keinen bessern wählen können als den Cecco.“

„Aber er darf nicht fallen!“ rief ein Andrer, als Orsini, den Schmied anstierend, sein Schwert zurückzog, wie um es ihm in die Brust zu stoßen.

„Schande — Schande! soll der Pabst so in seiner eignen Stadt mißhandelt werden?“ schrieen mehrere Stimmen. „Nieder mit dem Friedensbrecher, nieder!“ und wie in Folge eines verabredeten Plans brach ein ganzer Schwarm von dem Pöbel auf einmal durch die Gasse und stürzte wie ein Waldstrom über Orsini und sein überraschtes, buntscheckiges Gefolge her. Orsini selbst ward mit Gewalt zu Boden gerissen und auf ihm von hundert Fersen herumgetreten; seine Leute, verdutzt und eben so sehr gegen einander als gegen den Pöbel kämpfend, wurden zerstreut und überwältigt; und als durch große Anstrengungen der Wachen, den Schmied an ihrer Spitze, die Ordnung wieder hergestellt und

der Zug neu gebildet wurde, konnte Orsini, beinah erstickt von Wuth und Schaam, und von den groben Mißhandlungen die er erlitten, übel zugerichtet, sich kaum vom Boden aufraffen. Die päbstlichen Officianten hoben ihn auf und als er auf den Beinen stand, sah er sich wild um nach seinem Schwert, welches seiner Hand entfallen und auf dem der Haufen herumgetreten war; als er es nirgends erblickte sagte er zähneknirschend zu Cecco del Vecchio: „Kerl, dein Hals soll für diesen Schimpf büßen, oder soll mich Gott verlassen!" und schritt seines Wegs weiter; während ein halbunterdrücktes Jubelgeschrei der Umstehenden seinen Schritten folgte.

„Platz da!" rief der Schmied, für den Herrn Martino di Porto, und mögen alle Leute es erfahren, daß er gedroht hat, mir das Leben zu nehmen für die Erfüllung meiner Pflicht in Gehorsam gegen des Pabsts Vikar!"

„Er darfs nicht, er darfs nicht!" brüllten tausend Stimmen, „das Volk kann die Seinigen beschützen!"

Dieser Auftritt ging dem Provenzalen nicht verloren, der aus dem Fliegen von Strohhalmen wohl den Wind zu beurtheilen wußte, und zugleich aus der Keckheit des Volks abnahm, daß es um einen herannahenden Sturm wußte. „Par Dieu," sagte er Adrian begrüßend, der ernst und ohne sich umzusehen, jetzt die Treppe der Kirche erreicht hatte, „jener lange Kerl hat ein muthiges Herz und viele

Freunde dazu. Was meint Ihr," fuhr er in flüsterndem Tone fort, „ist dieser Auftritt nicht ein Beweis, daß die Edeln weniger sicher sind als sie wähnen?"

„Die Thiere fangen an gegen den Sporn auszuschlagen," antwortete Adrian; „ein kluger Reiter sollte in solchem Fall darauf Bedacht nehmen, auch den Zügel etwas nachzulassen, damit das Pferd sich nicht bäumt und er abgeworfen wird — aber dieß ist die Politik die Ihr empfehlt."

„Ihr irrt Euch!" versetzte Montreal, „wenn ich die Vergleichung fallen lasse, so sage ich, es war mein Wunsch Rom Einen Oberherrn statt vieler Tyrannen zu geben — aber horch! was bedeutet diese Glocke?"

„Die Ceremonie wird gleich ihren Anfang nehmen," antwortete Adrian. „Gehen wir zusammen in die Kirche?"

Selten war ein Gott geweihter Tempel Zeuge eines so seltsamen Schauspiels gewesen wie das war, welches jetzt die geweihte Stätte des Laterans belebte. Inmitten der Kirche waren Sitze amphitheatralisch angebracht, und an deren fernstem Ende ein etwas über das Uebrige erhöhtes Gerüst; unter diesem, aber hoch genug um von allen Anwesenden gesehen zu werden, war eine ungeheure eiserne Tafel aufgestellt, worein eine alte Inschrift gegraben war und die in ihrer Mitte eine hervorstehende, deutliche Devise hatte, die jetzt sollte erklärt werden.

Die Sitze waren mit Teppichen und reichen Stoffen belegt. Im Hintergrund der Kirche war ein purpurner Vorhang angebracht. Rings um das Amphitheater waren die Beamten der Kirche, in den buntfarbigen Livereen des Pabsts. Rechts von dem Gerüst saß Raimund, Bischof von Orvieto in seinen Staatskleidern. Auf den Bänken um ihn sah man alle die vornehmsten Personen von Rom — die Richter, die Gelehrten, die Edeln, von dem erhabnen Rang der Savelli bis herab zu der niedrigeren Sphäre der Raselli. Der Raum außerhalb des Amphitheaters war vom Volk angefüllt, das jetzt stromweise hereindrang; mittlerweile ertönte fortwährend hell und laut die große Glocke der Kirche.

Endlich, als Adrian und Montreal sich in kleiner Entfernung von Raimund setzten, hörte die Glocke plötzlich auf — das Gemurmel des Volks ward zum Schweigen gebracht, der purpurne Vorhang weggezogen und Rienzi trat vor mit langsamen, majestätischen Schritten. Er kam — aber nicht in seinem gewöhnlichen düstern und einfachen Anzug. Ueber seiner breiten Brust trug er eine Weste von blendender Weiße — ein langes Gewand, nach Art einer weiten Toga, floß zu seinen Füßen herab und schleppte auf dem Boden nach. Auf dem Kopf trug er einen weißen Bund in dessen Mitte eine goldne Krone schimmerte. Aber die Krone war getheilt oder gleichsam gespalten durch den mystischen Zierrat eines silbernen Schwerts, das die allgemeine Auf-

merksamkeit auf sich zog und zugleich zeigte, daß er diese auffallende Tracht nicht aus Prunksucht und Eitelkeit angelegt hatte, sondern um der Versammlung in der Person des Bürgers eine versinnlichende Anschauung desjenigen Zustandes der Stadt zu geben, worüber er jetzt zu sprechen im Begriff stand.

„Wahrhaftig," flüsterte einer der alten Edelleute seinem Nachbar zu, „der Plebejer weiß sich ein stattliches Ansehen zu geben."

„Was für Comödianten-Streiche sind denn das?" sagte ein Andrer.

„Es wird einen raren Spaß geben," sagte ein Dritter. „Ich hoffe der gute Mann wird seine Rede auch mit einiger Kurzweil würzen!"

„Er ist gewiß verrückt," bemerkte ein Vierter.

„Wie schön er ist," sagten die Weiber unter dem Volk.

„Das ist ein Mann, der das Volk auswendig gelernt hat," bemerkte Montreal gegen Adrian. „Er weiß, er muß zum Auge sprechen um den Geist zu gewinnen; ein Schelm, ein schlauer Schelm!"

Jetzt hatte Rienzi die Bühne betreten, und als er lang und fest sich die Versammlung ansah, beschwichtigte die hohe und gedankenvolle Ruhe seines majestätischen Angesichts, sein tiefer und feierlicher Ernst das Gemurmel und brachte auf den hohnlächelnden Adel die gleiche Wirkung wie auf das Volk hervor.

„Ihr Herren von Rom,“ begann er endlich, „und Ihr Freunde und Mitbürger, Ihr habt gehört warum wir heute hier versammelt sind; und Ihr mein Herr Bischof von Orvieto und Ihr meine Mitarbeiter auf dem Feld der Wissenschaften — Ihr wißt auch, daß es eine Sache betrifft, welche mit dem alten Rom in Beziehung steht, dessen vergangene Macht und Herrlichkeit in ihrem Wachsthum und in ihrem Sinken zu begreifen, wir zur Aufgabe der Studien unsrer Jugend gemacht haben. Aber dieß, glaubt mir, ist nicht ein bloßes gelehrtes Räthsel, nützlich nur für den Kenner, betreffend nur die Todten. Laßt die Vergangenheit untergehen! laßt Finsterniß sie begraben! laßt sie für immer schlafen über den zusammenstürzenden Tempeln und verödeten Gräbern ihrer vergessenen Söhne, wenn sie uns nicht mittelst ihrer enträthselten Geheimnisse, Führerin werden kann für Gegenwart und Zukunft. Wie, meine Herren, Ihr habt gedacht, nur um des Alterthums willen hätten wir Tag und Nacht unverdrossen studirt, was uns das Alterthum lehren kann? Ihr seyd im Irrthum; es ist nichts werth zu wissen was wir gewesen sind, wenn sich nicht damit der Wunsch verbindet, zu wissen was wir werden sollen. Unsre Ahnen sind nur Staub und Asche, wenn sie nicht zu uns, ihren Nachkommen, reden; dann aber erschallen ihre Stimmen nicht unter der Erde hervor, sondern vom Himmel herab. Es gibt eine Beredsamkeit der Erinnerung,

weil sie die Amme der Hoffnung ist. Etwas Heiliges ist die Vergangenheit, aber nur wegen der Geschichtdenkmale, die sie aufbewahrt — der Denkmale von dem Fortschritt der Menschheit, der Schrittsteine für Gesittung, Freiheit, Wissenschaft. Unsre Väter wehren uns rückwärts zu gehen — sie lehren uns unser rechtmäßiges Erbe kennen — sie gebieten uns zurückzufordern, zu vermehren dieß Erbe — ihre Tugenden zu bewahren, ihre Irrthümer zu vermeiden. Das ist der wahre Gebrauch der Vergangenheit. Wie das heilige Gebäude, worin wir sind, ist sie ein Grab worauf man einen Tempel aufführen muß. Ich sehe Euch verwundert über diesen langen Eingang; Ihr seht einander an; Ihr fragt wohin das ziele? Schaut diese große Eisenplatte; es ist darein eine Inschrift gegraben und erst neuerlich hat man sie hervorgezogen unter den Haufen von Steinen und Trümmern, welche — o Schmach für Rom! — die Palläste des Kaiserthums und die Bogen der triumphirenden Macht waren. Die Devise in der Mitte der Tafel, die Ihr seht, enthält den Akt der römischen Senatoren, wie sie dem Vespasian die kaiserliche Würde übertragen. Um diese Inschrift vorlesen zu hören, hab' ich Euch eingeladen. Sie bezeichnet genau die Ausdehnung und die Grenzen der so übertragnen Macht, dem Kaiser ward überlassen das Recht Gesetze zu geben und Bündnisse zu schließen mit allen Nationen — die Grenzen der Städte und Distrikte zu

vergrößern oder zu vermindern; Männer — hört wohl auf meine Herren! — zum Range von Herzogen und Königen zu erheben — ja und sie ihrer Würde und ihres Rangs zu entkleiden; das Stadtrecht zu ertheilen und zu nehmen; kurz alle Eigenschaften kaiserlicher Machtfülle. Ja jenem Kaiser ward eine so weitgehende Gewalt übertragen, aber von Wem? Merkt auf — horcht mir zu — laßt Euch kein Wort verloren gehen! von Wem? sag ich. Vom römischen Senat! Was war der römische Senat? der Stellvertreter des römischen Volks!"

„Ich wußte wohl, daß er darauf kommen würde!" sagte der Schmied, der mit seinen Genossen an der Thüre stand, aber zu dessen Ohr klar und deutlich die silberhelle Stimme Rienzi's drang.

„Ein muthiger Bursch! und noch dazu vor den Ohren der Barone!"

„Ja, Ihr seht was das Volk war! und ohne ihn hätten wir das nie erfahren!"

„Ruhig, Bursche!" sagte ein Beamter zu denen vom Haufen, von welchen diese Worte geflüstert wurden.

Rienzi fuhr fort: „Ja das Volk war es, das diese Gewalt übertrug — dem Volk also steht sie zu. Maßte sich der stolze Kaiser die Krone an? Konnte er sich selbst mit seiner Machtfülle bekleiden? War sie geboren mit ihm? Leitete er sie, meine Herren Barone, vom Besitz befestigter Schlösser — von seiner erhabnen Abkunft ab? Nein, allvermögend

wie er war, hatte er doch kein Recht auf nur ein Atom von dieser Macht, außer durch die Stimme und Uebertragung des römischen Volkes. So groß, o meine Volksgenossen! so groß war selbst zu der Zeit, wo die Freiheit nur noch der Schatten von ihrem früheren Selbst war, so groß war noch die anerkannte Befugniß unsrer Väter! Alle Gewalt war das Geschenk des Volks. Was habt Ihr jetzt zu vergeben? Wer, wer, sage ich, welcher einzelne Mann, welcher kleine Häuptling geht Euch an um die Macht, die er sich anmaßt? Sein Senat ist sein Schwert; sein Freibrief ist geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit Blut. Das Volk! — Es gibt kein Volk mehr! O! wollte Gott, daß wir eben so leicht den Geist der Vorzeit aus der Erde grüben, als ihre Denkmale!"

„Wenn ich Euer Vetter wäre," flüsterte Montreal Adrian zu, „ich gäbe diesem Mann nur eine kurze Gnadenfrist zwischen seiner Rede und seiner Beichte."

„Wer ist Euer Kaiser?" fuhr Rienzi fort: „Ein Fremder! Wer das große Haupt Eurer Kirche? Ein Verbannter! Wir sind ohne unsre gesetzmäßigen Häupter und warum? Weil wir nicht ohne unser Gesetz verachtende Tyrannen sind! Die Zügellosigkeit unsrer Edeln, ihre Streitigkeiten, ihre Fehden haben unsern heiligen Vater von dem Erbe St. Peters vertrieben — sie haben Eure Straßen mit Eurem eignen Blut überschwemmt; sie

haben den reichen Ertrag Eurer Arbeit in Privatstreiten und mit Unterhaltung gedungener Schurken verschwendet. Eure Kräfte haben sich gegen Euch selbst erschöpft. Ihr habt aus Eurer Vaterstadt, einst der Gebieterin der Welt, einen Spott und Schimpf gemacht. Ihr habt ihre Lippen in Galle getaucht, Ihr habt eine Dornenkrone ihr auf's Haupt gesetzt! Was, meine Herren!" rief er und kehrte sich mit stechendem Blicke herum gegen die Savelli und Orsini, die, bestrebt den Schrecken abzuschütteln, womit die feurige Beredsamkeit Rienzi's ihre Herzen betroffen, durch verächtliche Geberden und höhnisches Lächeln das Mißbehagen zu erkennen gaben, das sie in Gegenwart des Vikars und des Volks nicht laut äußern durften, „Was! sogar eben jetzt wo ich spreche — vermag nicht die Heiligkeit dieses Orts Euch zu zügeln! Ich bin ein niedriger Mann — ein Bürger von Rom, aber ich habe mich einer Auszeichnung zu rühmen: ich habe viele Feinde und Hasser mir erweckt durch das, was ich für Rom gethan habe. Ich bin gehaßt, weil ich mein Vaterland liebe, ich bin verachtet, weil ich es erhöhen wollte. Ich vergelte — ich werde gerächt werden; drei Verräther in Euren eignen Pallästen werden Euch verrathen: ihre Namen sind; Hoffahrt, Neid und Zwietracht!"

„Da hat er sie gut auf der Mücke!"

„Ha, ha! beim heiligen Kreuz, das war gut!"

„Ich würde mich hängen lassen um noch so einen keckeu Hieb wie der!"

„Das ist der Mann der uns immer fehlte!"

„Es ist eine Schande, daß wir Memmen sind, wenn Ein Mann so herzhaft ist," sagte der Schmied.

„Stille!" gebot der Beamte.

„O Römer!" fuhr Rienzi leidenschaftlich fort — „erwacht! Ich beschwöre Euch! Laßt die Erinnerung an Eure frühere Macht — Eure alten Freiheiten — sich tief in Eure Seelen senken! In einer glücklichen Stunde, wenn Ihr sie ergreift — in einer unglücklichen, wenn Ihr die goldne Gelegenheit vorüber laßt — ist dieß Denkmal der Vorzeit Euren Augen enthüllt worden. Erinnert Euch, daß das Jubiläum herannaht!"

Der Bischof von Orvieto lächelte und nickte beifällig; das Volk, der Bürger, der niedere Adel bemerkten wohl diese Zeichen der Zustimmung, und nach ihrer Ansicht sah der Pabst selbst, in der Person seines Vikars, wohlwollend auf das kühne Beginnen Rienzi's.

„Das Jubiläum naht heran; die Augen der ganzen Christenheit werden sich hieher richten. Sollen hier, wohin Menschen von allen Enden der Welt kommen, um den Frieden zu holen, sollen sie hier Zwietracht finden? Die hier Absolution suchen, sollen sie nur Frevel schauen? Im Mittelpunkt der Herrschaft Gottes sollen sie weinen über Eure Schwäche? In der Heimath der heiligen Märtyrer sollen sie

schaudern über Euer Laster? An der Quelle und dem Bronnen der Gesetze Christi sollen sie alle Gesetze verachtet sehen? Ihr waret der Ruhm, die Herrlichkeit der Welt — wollt Ihr ihr Schimpf und Sprichwort werden? Ihr wart das Beispiel für sie — wollt Ihr ein Vorbild der Warnung seyn? Erhebt Euch, weil es noch Zeit ist! säubert Eure Straßen von den Banditen die sie beunruhigen, Eure Mauern von den Miethlingen, die sie beherbergen. Verbannt diese Bürgerkriege, oder die Männer, wie stolz, wie groß sie auch seyen, welche sie unterhalten! Entreißt die Wagschalen der Hand des Betrugs, das Schwert der Hand der Gewaltthat! Wage und Schwert sind die alten Attribute der Gerechtigkeit! gebt sie ihr zurück! Das sey Eure hohe Aufgabe, das Euer großes Ziel! Haltet Jeden, der Euch hierin sich widersetzt, für einen Verräther des Vaterlandes! Gewinnt einen Sieg, größer als die der Cäsare — den Sieg über Euch selbst! Gebt den Pilgern der Welt das Schauspiel einer Wiedererstehung Roms! laßt das Jubiläum der Religion und die Wiedereinsetzung des Gesetzes auf Eine Epoche zusammenfallen! Legt das Opfer Eurer besiegten Leidenschaften — die Erstlingsfrüchte der verjüngten Freiheit — gleich auf dem Altar nieder, den diese Wände einschließen! und nie, o nie seit dem Anfang der Welt ist von Menschen ein ihrem Gott angenehmeres Opfer dargebracht worden!"

So tief war der Eindruck, den diese Worte auf die Zuhörer hervorbrachten, so überwältigt und athemlos blieben die davon im Sturm eingenommnen Gemüther — daß Rienzi von der Bühne herabgestiegen und schon hinter dem Vorhang verschwunden war, hinter welchem er anfangs hervortrat, ehe die Menge recht merkte, daß er aufgehört hatte.

Die Eigenthümlichkeit dieser plötzlichen Erscheinung — wie er so in räthselhaftem Glanz auftrat und im Augenblick verschwand, wo er seine Botschaft ausgerichtet — vermehrte noch die Wirkung seiner Worte. Der ganze Charakter dieser kühnen Anrede bekam den Anschein von etwas Uebernatürlichem, von einer Eingebung; für das Gemüth des Volks war der Sterbliche in einen Propheten verwandelt; und in der Bewunderung des rücksichtslosen Muths, womit der Gegenstand ihrer Verehrung die stolzen Barone geschmäht und beschworen hatte — deren Jeder ihnen im Licht eines geweihten Scharfrichters erschien, dessen Zorn augenblicklich durch Galgen oder Beil sich offenbaren konnte — vermochte sich das Volk nur bei der abergläubischen Annahme zu beruhigen: daß nichts Geringeres als Vollmacht von oben ihren Führer mit solcher Kühnheit ausgerüstet und ihn vor den Gefahren, welchen er sich aussetzte, bewahrt habe. In der That beruhte die Sicherheit Rienzi's eben auf seinem Muth; er war in eine Lage versetzt, wo Keckheit Klugheit wird. Wäre

er weniger kühn, so wären die Edeln trotziger gewesen; aber eine so unumwundene Sprache von einem Beamten des heiligen Stuhls erschien ihnen natürlich als gutgeheißen durch die Zustimmung des Pabsts eben so wohl als durch den Beifall des Volks. Die, welche nicht, wie Stephan Colonna, Worte als bloßen Wind verachteten, bebten vor dem Gedanken zurück, einen Mann zu strafen, dessen Stimme nur das Echo von den Wünschen des Kirchenfürsten seyn konnte. Die Zwietracht unter dem Adel selbst war für Rienzi nicht minder günstig. Er griff einen Körper an, dessen Glieder unter sich keine Einheit hatten.

„Es ist nicht meine Sache ihn umzubringen!" sagte Einer.

„Ich bin nicht der Vertreter der Barone!" sagte ein Andrer.

„Wenn Stephan Colonna ihm nicht auf die Finger sieht, wäre es thöricht und gefährlich zugleich für einen Geringeren sich zum Ritter der Ordnung aufzuwerfen!" sagte ein Dritter.

Die Colonna lächelten Beifall, wenn Rienzi einen Orsini anklagte — ein Orsini lachte laut, wenn seine Beredsamkeit gegen einen Colonna losbrach. Die geringern Barone hatten ihre Freude daran, Angriffe auf beide zu hören; während andrerseits der Bischof durch die lange Straflosigkeit Rienzi's Muth gewonnen hatte, das Benehmen seines Mitbeamten gutzuheißen. Zwar gab er sich

bisweilen die Miene, das Uebermaß seines Eifers zu tadeln, aber immer in Begleitung von Lobsprüchen seiner Redlichkeit; und der Beifall vom Vikar des Pabsts bestärkte die Annahme der Edeln hinsichtlich der Zustimmung des Pabsts selbst. So ward Rienzi's Sicherheit und Erfolg gerade durch die Keckheit seines Enthusiasmus gesteigert. Als jedoch die Barone sich ein wenig von dem Staunen erholt, in welches Rienzi sie versetzt hatte, da sahen sie der Reihe nach einander an; und ihre Blicke gestanden, wie gut sie den Uebermuth des Redners und den ihnen gebotnen Trotz empfunden.

„Per fede!" sagte Reginaldo di Orsini, „das ist über das Dulden hinaus; der Plebejer hat es zu weit getrieben!"

„Schaut das Volk drunten! wie sie murmeln und gaffen — und wie ihre Augen funkeln — und was für Blicke sie auf uns schleudern!" sagte Luca di Savelli zu seinem Todfeind Castruccio Malatesta; das Gefühl der gemeinsamen Gefahr versöhnte in einem Augenblick, aber auch nur für einen Augenblick, die jahrelange Feindschaft.

„Diavolo!" murmelte Raselli (Nina's Vater) einem eben so armen Baron zu, „aber der Schreiber hat Wahrheit im Mund. Schade daß er kein Edler ist."

„Welch ein anschlägiger Kopf geht so verloren!" sagte ein florentinischer Kaufmann; „der Mann könnte etwas werden, wenn er nur reich genug

wäre?" Adrian und Montreal schwiegen; jener schien in Nachdenken verloren, dieser beobachtete die verschiednen, bei den Zuhörern hervorgebrachten Eindrücke.

„Stille!" geboten die Offiziante. „Stille, für den Herrn Vikar!"

Auf dieses Gebot hin wandten sich Aller Augen nach Raimund, der, mit vieler geistlicher Wichtigkeit sich erhebend, die Versammlung folgendermaßen anredete:

„Obgleich, Ihr Barone und Bürger, meine vielgeliebte Herde und Kinder — obgleich ich so wenig als Ihr genau die Beschaffenheit der so eben gehörten Rede vorher errieth, und obgleich ich keine ungetrübte Zufriedenheit über die Form, noch auch, muß ich sagen, über den Inhalt dieser feurigen Ermahnung empfinde — dennoch (er legte großen Nachdruck auf dieß Wort) kann ich Euch nicht scheiden lassen, ohne den Bitten des Dieners unsres heiligen Vaters auch die des geistlichen Stellvertreters Seiner Heiligkeit beizufügen. Es ist wahr, das Jubiläum naht heran. Das Jubiläum naht heran und noch werden unsre Straßen bis an die Thore Roms von mörderischen und gottlosen Räubern beunruhigt. Welcher Pilger wird sich über die Apenninen wagen um an den Altären St. Peters anzubeten? Das Jubiläum naht heran; welches Aergerniß wird es für Rom seyn, wenn diese Heiligthümer ohne Pilger bleiben; wenn die Furcht-

samen vor den Gefahren der Reise zurückbeben und die Beherzten ihnen zum Opfer werden? Deßwegen bitte ich Euch Alle, Bürger und Edle gleicherweise, ich bitte Euch Alle, diese unseligen Fehden ruhen zu lassen, die so lang das Mark unsrer heiligen Stadt verzehrt haben, und durch die Bande der Freundschaft und Bruderliebe Euch vereinend, einen gesegneten Bund gegen die Räuber der Straßen zu schließen. Ich sehe unter Euch, Ihr Herren Barone, viele Zierden und Säulen des Staats; aber ach ich denke mit Kummer und Betrübniß an den grundlosen und eiteln Haß, der zwischen Euch erwachsen ist, ein Aergerniß für unsre Stadt, das, laßt mich dieß hinzusetzen, Ihr Herren, kein ehrenvolles Licht auf Eure Frömmigkeit als Christen, noch auf Eure Würdigkeit als Vertheidiger der Kirche zurückwirft."

Unter den geringeren Edeln, die Sitze der Richter und der Gelehrten entlang, und durch das ungeheure Volksgewühl erscholl bei diesen Worten ein lautes Gemurmel des Beifalls. Die größern Barone betrachteten stolz, aber nicht verächtlich, die Miene des Prälaten und beobachteten ein strenges, undurchdringliches Schweigen.

„An diesem heiligen Ort," fuhr der Bischof fort, „laßt mich Euch bitten diese unfruchtbaren Feindseligkeiten zu begraben, die uns schon genug Gut und Blut gekostet, und laßt uns diese Mauern verlassen mit einem gemeinsamen Entschluß unsern Muth zu bewähren, unsre Tapferkeit glänzen zu

lassen nur gegen unsre gemeinschaftlichen Feinde; die Räuber, welche unsre Felder verwüsten und unsre Straßen beunruhigen — die Feinde des Volks, das wir beschützen und Gottes, dem wir dienen sollten!"

Der Bischof nahm seinen Sitz wieder ein; die Edeln sahen einander stumm an, das Volk begann laut durcheinander zu flüstern, als nach einer kleinen Pause Adrian di Castello sich erhob:

„Verzeiht mir, meine Herren, und Ihr Ehrwürdiger Vater, wenn ich, in noch wenig erfahrenem Alter und von geringem Ansehen und Bedeutung unter Euch, mir herausnehme der Erste zu seyn, der sich dem eben vernommenem Vorschlag anschließt. Willig entsage ich allen alten Feindschaften mit irgend welchem meiner edeln Standesgenossen. Zum Glück für mich hat meine lange Abwesenheit von Rom aus meiner Erinnerung die meiner frühern Jugend geläufigen Fehden und Eifersüchteleien verwischt, und in dieser edeln Versammlung sehe ich nur Einen Mann (hier blickte er auf Martino di Porto, der finster zur Erde schaute) gegen den ich einmal mein Schwert zu ziehen mich verpflichtet glaubte; das Pfand das ich einst diesem Baron zuwarf, ist, ich freue mich darüber, noch nicht ausgelöst. Ich ziehe es zurück. Fortan sollen meine einzigen Feinde die Feinde Roms seyn!"

„Edel gesprochen!" sagte der Bischof laut.

„Und," fuhr Adrian fort, seinen Handschuh unter die Edeln werfend, „ich werfe das so zurück-

genommne Pfand unter Euch Alle, als Aufforderung zu einem größern Wettstreit auf einem rühmlicheren Feld. Ich lade Jeden ein, mit mir zu wetteifern in dem Bestreben, Sicherheit auf unsern Straßen, Ordnung in unsrer Stadt herzustellen. Es ist ein Kampf, wo ich, wenn ich trotz meiner Anstrengung besiegt werde, ohne Neid den Preis hingeben werde. In zehn Tagen von heut an, Ehrwürdiger Vater, will ich vierzig bewaffnete Reiter stellen, bereit jedem Befehl zu gehorchen, der zur Sicherheit des römischen Staats beliebt wird. Und Ihr, o Römer, verbannt, ich bitte Euch, aus Euren Seelen die beredten Schmähungen gegen Eure Mitbürger, welche Ihr so eben gehört. Wir Alle, von welchem Rang und Stand immer, haben vielleicht Antheil gehabt an den Ausschweifungen dieser unseeligen Zeiten; bestreben wir uns nicht zu rächen oder nachzuahmen, sondern gut zu machen und zu einigen. Und möge das Volk fortan inne werden, wie der wahre Stolz eines Patriciers der ist: daß seine Macht ihn um so mehr in Stand setzt, seinem Vaterland zu dienen!"

„Mannhafte Worte!" sagte der Schmied, höhnisch lächelnd.

„Wenn sie alle wären wie Er!" bemerkte des Schmieds Nebenmann.

„Er hat den Edeln aus der Klemme geholfen," sagte Pandulfo.

„Er hat grauen Witz unter jungen Haaren gezeigt,“ sagte ein alter Malatesta.

„Ihr habt die Fluth gewandt, aber nicht gedämmt, edler Adrian,“ flüsterte der immer seine Glossen machende Montreal, als der junge Colonna unter allgemeinem Beifallsgemurmel seinen Platz wieder einnahm.

„Wie meint Ihr das?“ fragte ihn Adrian.

„Daß Eure sanften Worte, wie alle Aussöhnungsversuche der Patricier, zu spät kamen.“

Kein andrer Edler stand auf, obgleich sie vielleicht Neigung fühlten, an der allgemeinen versöhnlichen Stimmung Antheil zu nehmen und durch Zeichen und Geflüster, den Worten Adrians ihren Beifall zu geben schienen. Sie waren zu sehr an einen, von Artigkeit und Wissenschaft entblößten Stolz gewohnt, um sich zu bequemen, eine versöhnende Sprache gegen das Volk oder ihre Feinde zu führen. Und Raimund der sich umsah und nicht wünschte, daß ihr unpassendes Schweigen lange bemerkt würde, stand rasch auf, um demselben die beste mögliche Deutung zu geben.

„Mein Sohn, du hast als Patriot und als Christ gesprochen; das billigende Schweigen deiner Standesgenossen überzeugt uns alle, daß sie deine Gesinnungen theilen. Heben wir die Versammlung auf, ihr Zweck ist erreicht. Die Art und Weise unsres Verfahrens gegen die verbündeten Räuber der Landstraße erheischt anderweitige, reifliche Ueber-

legung. Dieser Tag wird in unsrem Geschichte Epoche machen!"

„Das wird er," brummte Cecco del Vecchio griffig zwischen den Zähnen.

„Kinder! meinen Segen Euch Allen!" schloß der Vikar, die Arme ausbreitend.

Wenige Minuten darauf strömte die Menschenmasse aus der Kirche. Die verschiednen Diener und Bannerträger stellten sich draußen an den Stufen auf, jeder Zug ängstlich besorgt für den Vortritt seines Gebieters, und die Edeln, sich ernst in kleine Gruppen sammelnd, so daß nirgends feindseliges Blut zusammen käm, folgten der Menge durch die Kirchenflügel. Bald erhob sich wieder das Getöse und der Lärm und das Hadern und die Flüche der feindlichen Truppen, als die Offizianten des Vikars mit Mühe und Noth sie sehr unordentlich zur Ordnung anhielten.

Aber schon, so sehr hatte Montreal Recht mit seiner Aeußerung gegen Adrian, schon vergaß das Volk halb seinen großmüthigen Aufruf und machte nur seine bittern Bemerkungen über das Schweigen seiner Standesgenossen. Was galt auch ihnen der Kreuzzug gegen die Straßenräuber? Sie tadelten den guten Bischof, daß er nicht frischweg zu den Edeln gesagt: „Ihr seyd die ersten Räuber gegen die man ausziehen muß!" Die Unzufriedenheit des Volks war weit über solche schnelle Heilmittel hinaus, sie war auf den Punkt gestiegen, wo man

nicht sowohl eine Verbesserung als einen Wechsel verlangte. Es gibt Zeiten, wo man sich für das Eintreten einer Revolution verbürgen kann; sie muß kommen — sie wird herbeigeführt durch Widerstand wie durch Nachgiebigkeit. Wehe dem Geschlecht, für welches eine Revolution keine Früchte trägt, wo der Blitz durch die Höhe zuckt, aber nicht die Luft reinigt! Dulden ohne Ersatz ist oft das Loos der edelsten Menschen; aber wenn ein Volk duldet ohne Ersatz, mag es sich selbst verfluchen!

## Viertes Kapitel.

### Der ehrgeizige Bürger und der ehrgeizige Soldat.

Der Bischof von Orvieto zögerte am längsten, um sich mit Rienzi zu besprechen, der ihn in dem tiefen Hintergrund des Lateran erwartete. Raimund besaß wohl so viel Scharfsinn, daß er sich nicht zu dem Glauben verleiten ließ, dieser Auftritt könnte eine Sinnesänderung unter dem Adel bewirken, ihre Spaltungen heilen, oder sie zur thätigen Bekämpfung der Friedensstörer in der Campagna veranlassen. Aber als er dem Rienzi Alles genau berichtete, was nach dem Abtritt dieses Helden von der Bühne noch vorgefallen, schloß er mit den Worten: „Daraus könnt Ihr abnehmen, Etwas Gutes muß

sich daraus ergeben: die erste bewaffnete Streitigkeit — das erste Handgemenge unter dem Adel — wird als Bruch eines Versprechens erscheinen, und für Volk und Pabst als gültiger Grund an aller Besserung der Barone zu verzweifeln; ein Grund der die kräftigen Maßregeln von jenem und die Zustimmung des letztern rechtfertigt."

„Auf ein solches Handgemenge werden wir nicht lang warten dürfen," antwortete Rienzi.

„Ich glaube der Prophezeiung," versetzte Raimund lächelnd. „Vor der Hand geht Alles gut. Geht Ihr mit uns heimwärts?"

„Nein, ich halte für besser hier zu verweilen, bis die Masse sich ganz verlaufen hat; denn wenn sie in ihrer jetzigen Aufregung mich sähen, dürften sie auf ein übereiltes und hastiges Beginnen verfallen. Zudem, mein Herr," setzte er hinzu, „bei einem unwissenden Volk, wie redlich und begeistert es auch sey, muß man die Regel streng beobachten: mache deine Erscheinung nicht durch Gewohnheit alltäglich! Nie sollten Männer wie ich, die keinen äußern Rang haben, unter der Menge sich zeigen, außer bei solchen Gelegenheiten, wo der Geist selbst statt des Ranges gilt."

„Das ist wahr, da Ihr kein Gefolge habt," antwortete Raimund und dachte an sein eignes schönherausgeputztes Gesinde. „Lebt wohl denn — wir sehen uns bald wieder."

„Ja, bei Philippi, mein Herr! Ehrwürdiger Vater Euren Seegen!"

Einige Zeit nach diesem Gespräch verließ Rienzi das heilige Gebäude. Als er an den Treppen der jetzt schweigenden und verlaßnen Kirche stand, lieh die Stunde, welche der kurzen Dämmerung des Südens vorangeht, der Ansicht vor derselben ihren Zauber. Da schaute er die geschwungnen Bogen der gewaltigen Wasserleitung sich weithin ausdehnen und über die fernen, purpurnen Hügel hinlaufen. Vor ihm, zur Rechten, erhob sich das Thor das seinen römischen Namen von dem Cölischen Berg erhielt, an dessen Abhang es noch steht. In der Ferne sah er, von der Höhe der Stufen herab, die durch die graue Campagna zerstreuten Ortschaften, weiß im schrägen Sonnenstrahl glänzen, und in der weitesten Entfernung begannen die Bergschatten über den Dächern des alten Tuskulum und der zweiten albanischen Stadt *) zu dunkeln, welche noch, in öder Vernachläßigung über den verschwundnen Pallästen von Pompejus und Domitian ragt.

Der Römer stand einige Augenblicke in Nachdenken versunken, regungslos da, betrachtete das Schauspiel und athmete den süßen Balsam der milden

*) Das erste Alba, Alba Longa, dessen Gründung die Fabel dem Askanius zuschreibt, ward von Tullus Hostilius zerstört. Das zweite Alba, das heutige Albano ward in der Ebene unter der alten Stadt erbaut, kurze Zeit vor Nero.

Luft ein. Es war die holde Zeit des Frühlings — die Jahrszeit der Blumen und des grünen Laubes und der säuselnden Winde — der hirtenfreundliche Mai von Italiens Dichtern, aber verstummt war die Stimme des Gesangs an den Ufern der Tiber — das Rohr gab keine Musik mehr zu hören. Von dem heiligen Berg wo Saturn hauste, waren die Dryaden und Nymphen und Italiens heimischer Sylvan für immer geflohen. Rienzi's eigenthümliche Natur — seine Begeisterung — seine Verehrung für die Vorzeit, seine Liebe zum Schönen und Großen — selbst die Anhänglichkeit an das Anmuthige und Prächtige, welche die rauhe Wirklichkeit des Lebens mit einem so glänzenden Anflug überkleiden, eine Neigung, welche er, im Besitz der Macht, nur in allzu hohen Maß offenbarte; der Ueberfluß an Gedanken und Bildern, die in einer so glänzenden und nie versiegenden Fluth von seinen Lippen strömten — Alles verrieth die gewaltige, intellektuelle und poetische Kraft, die ihn in ruhigeren Zeiten in der Literatur zu einer unbestreitbareren Höhe würde erhoben haben, als wozu die That je führt — und etwas von einer solchen Ahnung flog ihm in diesem Augenblick durch den Sinn.

„Glücklicher," dachte er, „wär' es für mich gewesen, hätt' ich nie aus meinem eignen Herzen heraus in die Welt geschaut. Ich hatte in mir Alles, was Zufriedenheit mit der Gegenwart gewähren kann, weil ich das besaß, was mich die

Gegenwart konnte vergessen machen. Ich besaß das Vermögen wieder zu bevölkern — zu erschaffen: die Sagen und Träume des Alterthums — das göttliche Vermögen des Verses, worein der schöne Ueberfluß des Herzens sich ergießen mag — das war mein! O, weise für sich selbst wählte Petrarka! Zur Welt zu reden, aber außerhalb der Welt stehend! zu überreden, zu erregen, zu befehlen — denn dieß ist ja Ziel und Ruhm des Ehrgeitzes — aber zu fliehen das Gewühl und die Mühe derselben! Sein ist die ungestörte Zelle, die er anfüllt mit den Gestalten der Schönheit — die Einsamkeit, aus welcher er die schlimmen Zeiten verscheuchen kann, in die wir gefallen sind, aber in der er sich die großen Herzen und glorreichen Epochen der Vergangenheit zurückträumen kann. Und ich — mit welchen Sorgen bin ich vermählt! an welche Arbeiten bin ich gekettet! welche Werkzeuge muß ich gebrauchen! welche Masken annehmen! Schlichen und Listen muß ich meinen Stolz beugen; niederträchtig sind meine Feinde, unzuverläßig meine Freunde! und wahrlich in diesem Kampf mit verblendeten und gemeinen Menschen wird die Seele selbst verkrüppelt und zwerghaft. Geduldig und im Dunkel kriechen die Mittel durch Höhlen und schmutzigen Schlamm, um endlich das Licht, den Zweck zu gewinnen."

In diesen Betrachtungen lag eine Wahrheit, deren ganze Düsterheit und Ernst der Römer selbst noch nicht erprobt hatte. Wie erhaben auch der

Gegenstand ist, den wir uns erkoren — jeder minder würdige Schritt den wir thun um uns desselben zu versichern, verzerrt das unsrem Ehrgeitz vorschwebende geistige Bild, und allmälig ziehen die Mittel den Zweck zu ihrem eignen Maß herunter. Das ist das wahre Unglück eines Manns der edler ist als seine Zeit — daß die Werkzeuge deren er sich bedienen muß, ihn selbst beschmutzen; zur Hälfte bessert er seine Zeit; aber zur Hälfte verschlimmert sein Zeitalter den Verbesserer. Seine eigne Schlauheit untergräbt seine Sicherheit — das Volk das er selbst an eine falsche Aufregung gewöhnt, verlangt dieselbe unaufhörlich; und wenn sein Führer aufhört seine Phantasie zu verführen, fällt er als sein Opfer. Die Reform, die er durch solche Mittel erreicht, ist hohl und nur für den Augenblick — mit ihm selbst wird sie weggespühlt; es war nur das Spiel, das Aufsehen, das verschwendete Genie eines Beschwörers; der Vorhang fällt — der Zauber ist dahin — das Kugelspiel wird bei Seite gestoßen. Besser Einen langsamen Schritt vorwärts zur Aufklärung — der, durch die Vernunft eines ganzen Volks gemacht, nicht mehr rückgängig wird, als dieses plötzliche Aufflackern in der tiefen, allgemeinen Nacht, welches von der durch den Gegensatz doppelt schwarzen Finsterniß wieder für alle Zeit verschlungen wird.

Als Rienzi langsam und nachsinnend sich wandte

um die Kirche zu verlassen, fühlte er sich leicht an der Schulter berührt.

„Schönen guten Abend Euch, Herr Gelehrter!" sagte eine fränkische Stimme.

„Ich gebe Euch den freundlichen Gruß zurück!" versetzte Rienzi den Mann anstarrend, der ihn so plötzlich angeredet und an dessen weißem Kreuz und kriegerischem Wesen der Leser den Johanniter wieder erkennt.

„Ihr kennt mich nicht, denk' ich?" sagte Montreal, „aber das trägt wenig aus; wir können leicht unsere Bekanntschaft anfangen; ich zwar bin so glücklich, mich selbst schon mit Euch bekannt gemacht zu haben."

„Möglich, daß wir uns sonst schon sahen im Hause Eines der Barone, zu deren Stand Ihr zu gehören scheint?"

„Gehören! nein, nicht eigentlich!" versetzte Montreal stolz. „So hochgeboren und groß sich auch Eure Magnaten dünken, möchte ich doch, so lange die Berge nur noch einen Fuß breit freien Bodens für mich haben, meine Stelle in der großen Stufenleiter der Welt nicht mit der ihrigen vertauschen. Für den Tapfern gibt es nur Eine Art von Plebejern und das sind die Feigen. Aber Euch, kluger Rienzi," fuhr der Ritter in muntererm Ton fort, „hab' ich an Orten und unter Verhältnissen gesehen, wo es lebhafter zuging als im Saal eines römischen Barons."

Rienzi sah Montreal fest an, der mit offner Stirn seinen Blick aushielt.

„Ja!“ fuhr der Ritter fort, „aber laßt uns weiter gehen, laßt mich ein paar Augenblicke Euch begleiten. Ja, ich habe Euch zugehört, an einem der letzten Abende, wo ihr das Volk angeredet, und heute, wie Ihr die Großen getadelt habt und auch um Mitternacht, unlängst, als (Euer Ohr, guter Herr etwas herab zu mir, es ist ein Geheimniß!) auch um Mitternacht, als Ihr auf den Trümmern des Aventins den kecken Verschwörern den Eid der Leidenschaft leistetet!“

Als er geschlossen zog sich der Ritter etwas zurück, um in Rienzi's Angesicht den Eindruck zu beobachten, den seine Worte hervorbringen mochten.

Ein leichtes Zittern flog über den Körper des Verschworenen — denn so mußte Rienzi, wenn nicht die Verschwörung glückte, von Andern als Montreal genannt werden; er wandte sich rasch um, maß den Ritter mit den Blicken, legte unwillkürlich die Hand ans Schwert, ließ aber augenblicklich den Griff wieder los.

„Ha!“ sagte der Römer langsam, „wenn dieß wahr ist so falle Rom! Verrath ist sogar unter den Freien!“

„Kein Verrath, tapfrer Herr!“ antwortete Montreal, „ich bin im Besitz deines Geheimnisses, aber Niemand hat es mir verrathen.“

„Und hast du es als Feind oder als Freund erfahren?“

„Je nachdem!“ versetzte Montreal gleichgültig. „Genug, vor der Hand, daß ich dich an den Galgen schicken konnte, wenn ich nur das Wort sagte, um zu zeigen, daß es in meiner Macht steht dein Feind zu seyn; genug daß ich es nicht gethan, um meine Neigung, dein Freund zu seyn, an den Tag zu legen.“

„Du bist im Irrthum, Fremder! der Mann lebt nicht, der in den Straßen Roms mein Blut vergießen könnte! Der Galgen! da kennst du die Macht, welche Rienzi umgibt, wenig!“

Diese Worte wurden mit einigem Hohn und mit Bitterkeit ausgesprochen; aber nach einer augenblicklichen Pause fuhr Rienzi ruhiger fort.

„Nach dem Kreuz auf diesem Mantel gehörst du einem der stolzesten Ritterorden an; du bist ein Fremder und ein Cavalier. Welches edle Mitgefühl kann dich zu einem Freund des römischen Volks machen?“

„Cola di Rienzi,“ versetzte Montreal, „die Bande die uns vereinigen sind die, welche alle Männer zusammenführen, welche durch ihre eigne Kraft sich über Ihresgleichen erheben. Zwar ward ich edel geboren, aber machtlos und arm; auf meinen Wink ziehen jetzt von Stadt zu Stadt die bewaffneten Werkzeuge der Machtfülle! mein Wort ist das Gesetz von Tausenden. Diese Gewalt habe ich nicht ererbt;

ich erwarb sie durch kalte Besonnenheit und einen furchtlosen Arm. Erkenne in mir Walter von Montreal, ist es nicht ein Name der dich als ein ebenbürtiger anspricht? Ist nicht Ehrgeitz das uns beide bewegende Gefühl? Ich biete nicht Soldaten auf nur um des Gewinns willen, obgleich man mich schon habsüchtig nannte, ich schlachte die Bauern nicht aus Blutdurst, obwohl man mir Grausamkeit zuschrieb. Waffen und Geld sind die Sehnen der Macht; Macht ist es, wornach ich verlange, du Rienzi, ringst du nicht noch demselben Ziel? Ist es das verwirrte Geschrei des Knoblauch kauenden Pöbels — ist es der flüsternde Neid von Bücherwürmern — ist es das hohle Geschwätze von Knaben, welche dich einen Freiheitsmann und Patrioten nennen — Worte die dem Ohr weh thun — was dich befriedigt? Das sind nur die Werkzeuge zur Macht für dich. Hab' ich Recht mit meinen Worten?"

Welches Mißfallen auch Rienzi an dieser Rede empfinden mochte — er wußte es glücklich zu verhehlen. „Gewiß," sagte er, „würde ich, berühmter Hauptmann! umsonst zu läugnen versuchen, daß ich nur nach der Macht strebe, wovon du sprichst. Aber welche Einigung kann stattfinden zwischen dem Ehrgeitz eines römischen Bürgers und dem Anführer bezahlter Banden, die ihre Partei nur nach Maßgabe des Soldes ergreifen — heute in Florenz für die Freiheit, morgen in Bologna für die Tyrannei

fechten? Verzeih meinen Freimuth; denn in der jetzigen Zeit ist das was ich deinen Banden nachsage, keine Schande. Tapferkeit und Feldherrntalent gelten dafür die Sache zu heiligen, in deren Behauptung sie glänzen; und wer der Herr der Fürsten ist, darf von ihnen wohl als ihnen ebenbürtig geehrt werden."

„Wir betreten jetzt ein weniger verödetes Quartier der Stadt," sagte der Ritter; „ist kein abgelegner Ort — kein Aventin — in dieser Gegend, wo wir uns weiter besprechen könnten?"

„Bscht!" entgegnete Rienzi, sich vorsichtig umschauend, „ich danke dir, edler Montreal für den Wink; auch wäre es für uns nicht gut, sähe man uns beisammen. Willst du dich bequemen, mich in mein Haus an der Brücke des Palatinus *) zu begleiten? Da können wir ungestört und sicher unsre Unterredung fortsetzen."

„Sey es so," versetzte Montreal, zurücktretend.

Mit raschem und leichtem Schritt eilte Rienzi durch die Stadt, wo die zerstreuten Bürger ihn

*) Die malerischen Ruinen die man noch heute als die einstige Wohnung des berühmten Cola di Rienzi zeigt, wurden lange von den Alterthumsforschern für das Eigenthum eines andern Cola oder Nicola ausgegeben. Ich glaube aber, daß neuerlich der Streit entschieden ist; und in der That, Niemand als ein Alterthümler, und dazu ein römischer, konnte auf die Vermuthung kommen, daß es zwei Cola's gegeben, auf welche die Inschrift des Hauses paßte.

überall, wo man ihn erkannte, mit ausdrucksvoller Achtung begrüßten; und durch ein Labyrinth von dunkeln Gassen, als wiche er den öffentlicheren Wegen aus, gelangte er endlich auf einen großen Platz nah am Fluß. Die ersten Sterne der Nacht schimmerten herab auf den alten Tempel der Fortuna Virilis, den die Wechsel der Zeit bereits in die Kirche der heiligen Maria von Egypten umgewandelt; und gegenüber dem zweimal heiligen Gebäude stand das Haus Rienzi's.

„Es ist eine glückliche Vorbedeutung, daß mein Haus dem alten Tempel der Fortuna gegenüber steht," sagte Rienzi lächelnd, als Montreal dem Römer in das oben beschriebne Zimmer folgte.

„Aber die Tapferkeit braucht nie zum Glück zu flehen," sagte der Ritter, „die erste beherrscht die letztere."

Lang dauerte die Besprechung zwischen den beiden Männern, den unternehmendsten ihres Zeitalters. Mittlerweile erlaube mir der Leser ihn etwas genauer mit dem Charakter und den Entwürfen Montreals bekannt zu machen, als der Drang der Ereignisse bisher gestattete.

Walter von Montreal, in den Chroniken Italiens allgemein bekannt unter dem Namen Fra Moreale, war nach Italien gekommen — ein kühner Abenteurer, würdig der Nachfolger jener unstäten Normannen zu werden (von deren Ausgezeichnetsten Einem er seine Abkunft von mütterlicher Seite

ableitete) die früher eine so seltsame Rolle gespielt hatten in der irrenden Ritterschaft Europas — zur Wirklichkeit machend die Fabeln von Amadis und Palmerin — die, jeder Ritter für sich ein Heer geltend, Länder gewannen und Throne umstürzten; keine Gesetze anerkennend als die der Ritterschaft; nie sich mit den Völkerschaften vermischend, wo sie sich niederließen, unfähig, Bürger zu werden, und kaum zufrieden mit dem Trachten nach königlicher Würde. Damals war Italien das Indien aller jener hochgebornen und geldlosen Abenteurer, die wie Montreal ihre Einbildungskraft entzündet hatten durch die Balladen und Legenden von den Robert und Gottfried der Vorzeit; die von Jugend an sich geübt hatten das Roß zu handhaben und in der Sommerhitze die Wucht der Waffen zu tragen, und die in ein verweichlichtes und zerrißnes Land sich wendend, nur Tapferkeit zu zeigen hatten, um über Schätze zu gebieten. Es galt nicht als Unehre für einen mächtigen Häuptling, eine Schaar dieser kecken Fremden zusammen zu raffen, in den Bergen von Beute und Plünderung zu leben, Tyrannen oder Republiken, wie es das Interesse gebot, zu bekriegen, und um ungeheure Preise das Zugeständniß des Friedens zu verkaufen. Manchmal vermietheten sie sich einem Staat, um ihn gegen den andern zu schützen, und der nächste Tag sah sie gegen ihre früheren Soldherren ins Feld rücken. Diese Banden nordischer Miethsoldaten bekamen daher eben so

sehr politische als militärische Wichtigkeit, sie waren so unentbehrlich für das Bestehen eines Staats, als sie zerstörend waren für die Sicherheit von Allen. Erst fünf Jahre vor dieser Zeit hatte die florentinische Republick die Dienste eines berühmten Räuberhäuptlings dieser Art — Gualtiers, Herzogs von Athen, erkauft. Durch Zuruf hatte das Volk selbst diesen Krieger zum Fürsten oder Tyrannen ihres Staats ernannt; eh' ein Jahr verging empörten sie sich gegen seine Grausamkeit oder vielmehr seine Erpressungen — denn, trotz alles Rühmens ihrer Geschichtschreiber, sie empfanden einen Eingriff in ihre Geldbeutel schmerzlicher, als einen Angriff auf ihre Freiheiten — sie hatten ihn aus ihrer Stadt verbannt und sich wieder zur Republik erklärt. Der tapferste und begünstigste der Soldaten des Herzogs von Athen war sein Namensbruder Montreal gewesen; er hatte die Erhebung und den Sturz seines Chefs getheilt. In Mitte der Volksbewegungen hatte der tiefe und beobachtende Geist des Johanniters sich keine geringe politische Erfahrung erworben, er hatte gelernt ein Volk zu prüfen, zu verstehen wie weit seine Geduld gehe, die Zeichen einer Revolution zu errathen, die Blätter der Zeit zu lesen. Nach dem Sturz des Herzogs von Athen hatte er als Freiritter, mit andrem Wort als Freibeuter unter dem trotzigen Werner seine Einkünfte und seinen Ruf sehr vermehrt. Jetzt ohne eine seines Unternehmungs- und Intriguen-

süchtigen Geistes würdige Beschäftigung, fühlte er sich durch den unordentlichen, kopflosen Zustand Roms dahin gezogen. Bei dem Bund, welchen er dem Colonna vorgeschlagen, bei den Vorspiegelungen, die er der Eitelkeit dieses Herrn gemacht, war seine Absicht: seine Dienste unentbehrlich zu machen — sich als Haupt der Soldtruppen zu befestigen, welche in Folge seines Antrags, für den Ehrgeitz der Colonna, wenn ihm gelang diesen zu entflammen, nothwendig wurden — und in der Kühnheit seines weitgreifenden Unternehmungsgeistes sah er wahrscheinlich voraus, daß die Herrschaft über eine solche Macht in der That die Herrschaft über Rom seyn werde; eine Gegenrevolution konnte leicht die Colonna stürzen und ihm selbst durch Wahl das Fürstenthum übertragen. Es war öfters in Rom wie in andern Staaten gebräuchlich gewesen für die Stelle des obersten Magistrats, unter dem Titel eines Podesta, einen Fremden einem Inländer vorzuziehen.

Und Montreal hoffte, möglicherweise in Rom das zu werden, was der Herzog von Athen in Florenz war — ein Ehrgeitz von dem er wohl einsah, daß er über die Ansprüche eines Edelmanns aus der Provence hinausging, doch nicht über die eines Anführers einer Heerschaar. Aber, wie wir schon gesehen, sein Scharfsinn entdeckte auf einmal, daß er das bejahrte Oberhaupt der Patricier nicht für jene kühnen und gefahrvollen Maßregeln gewinnen

könne, welche zu Erreichung der obersten Gewalt nöthig waren. Zufrieden mit seiner jetzigen Stellung und durchs Alter und früheres Unglück Mäßigung gelehrt, war Stephan Colonna nicht der Mann der Hoffnung eines Throns zu lieb das Schaffot zu wagen. Die offen bekannte Verachtung des alten Patriciers gegen das Volk und seinen Abgott belehrte auch den tiefblickenden Montreal, daß, wie der alte Colonna nicht den Ehrgeitz, so auch nicht die Klugheit besitze, welche zur Herrschaft gehört, der Ritter sah seine Warnung vor Rienzi unbeachtet und so wandte er sich an Rienzi selbst. Wenig kümmerte es den Johanniter, welche Partei obsiegte, Fürst oder Volk, wenn nur er seine Absichten erreichte; in der That hatte er die Launen eines Volks nicht studirt um ihnen zu dienen, sondern um sie zu beherrschen, und überzeugt, daß alle Männer von ähnlichem Ehrgeitz gespornt seyen, bildete er sich ein, ob nun ein Demagoge oder ein Patricier regiere — das Volk müße immer das Opfer seyn; und das Geschrei Ordnung! auf der einen, Freiheit! auf der andern Seite, sey nur der Vorwand, womit die Thatkraft eines Mannes seinen Ehrgeitz vor den Uebrigen zu rechtfertigen suche. Da er sich selbst für einen der ehrenhaftesten Männer seiner Zeit hielt, glaubte er an keine Ehre, für die er keinen Sinn hatte und Skeptiker in der Tugend, war er sehr glaubig im Punkte des Lasters.

Aber die Kühnheit seines Wesens trieb ihn vielleicht mehr zu dem abenteuerlichen Rienzi hinüber, als zu dem selbstgefälligen Colonna; und er überlegte, daß er und sein bewaffnetes Volk für die Sicherheit des erstern wohl noch nothwendiger seyn dürfte, als für den letztern. Vor der Hand war sein Hauptaugenmerk, von Rienzi genau die Stärke zu erfahren, die ihm zu Gebot stand und in wie weit er zu wirklichem Aufstand gerüstet war.

Der scharfsinnige Römer ließ es sich einerseits angelegen seyn, dem Ritter nicht mehr als er bis jetzt wußte, zu offenbaren, andrerseits ihn nicht durch den Anschein von Zurückhaltung vor den Kopf zu stoßen. So schlau Montreal war, besaß er doch nicht die wunderbare Kunst Andre zu beherrschen, womit der beredte und tiefe Rienzi in so hohem Grade begabt war, und in ihrem jetzigen Gespräch gab sich der Unterschied ihres geistigen Vermögens deutlich zu erkennen.

„Ich sehe," sagte Rienzi, „daß unter allen Begebnissen, welche in neuster Zeit meinem Ehrgeitz zulächelten, keines so günstig ist, als das, welches mich Eures Beistands und Eurer Freundschaft versichert. In Wahrheit ich bedarf bewaffneter Hülfe. Wolltet Ihr es glauben! unsre Freunde, so kühn in Privatversammlungen, beben noch zurück vor einem öffentlichen Ausbruch. Sie fürchten nicht die Patricier, wohl aber ihre Soldaten; denn es ist der Grundzug des italienischen Muthes, daß unter

einander sie sich nicht fürchten, aber Helm und Schwert eines fremden Miethlings sie wie ein Reh zittern macht."

„So werden sie also sehr erfreut die Zusicherung aufnehmen, daß solche Miethtruppen ihnen zu Dienste stehen, nicht gegen sie fechten sollen; und so Viel Ihr zum Behuf der Revolution verlangt, so Viel sollt Ihr haben.

„Aber der Sold und die Bedingungen," sagte Rienzi mit seinem trocknen, sarkastischen Lächeln. „Wie sollen wir jenen festsetzen und was sollen wir über die letzteren bestimmen?"

„Diese Sache ist leicht zu erledigen," versetzte Montreal. „Ich für mich, Euch freimüthig die Wahrheit zu sagen, würde mich mit dem bloßen Ruhm und der Aufregung einer so großen Revolution begnügen. Mich ergötzt das Gefühl meiner Unentbehrlichkeit zum Gelingen großer Thaten. Bei meinen Leuten ist das anders. Eure erste Handlung wird seyn, Euch der Staatseinkünfte zu bemächtigen. Nun, was auch ihr Betrag seyn mag, das Einkommen des ersten Jahrs, groß oder klein, soll unter uns vertheilt werden. Ihr die eine Hälfte, ich und meine Leute die andre."

„Es ist viel," sagte Rienzi ernst und wie in tiefer Berechnung — „aber Rom kann seine Freiheit nicht zu theuer erkaufen. So sey es. denn festgesetzt."

„Amen! und nun denn, was ist Eure Stärke? Denn diese achtzig oder hundert Signori vom Aventin — ehrenwerthe Männer ohne Zweifel — werden kaum für einen Aufstand hinreichen."

Sich vorsichtig im Zimmer umsehend legte der Römer seine Hand Montreal auf den Arm —

„Zwischen Euch und mir bleibt es! es braucht Zeit sie zu befestigen. In den nächsten fünf Wochen werden wir uns noch nicht rühren können. Ich habe den Zeitpunkt zu voreilig festgesetzt. Die Ernte ist zwar reif, aber jetzt muß ich durch Privatunterhandlungen und Beschwörungen die zerstreuten Bündel in Garben sammeln."

„Fünf Wochen," wiederholte Montreal, „das ist viel länger als ich vermuthete."

„Was ich verlange," fuhr Rienzi fort, sein forschendes Auge auf Montreal heftend, „ist, daß wir in der Zwischenzeit tiefe Ruhe erhalten — daß wir jeden Verdacht entfernen. Ich selbst werde mich in meine Studien begraben und keine Versammlungen mehr berufen."

„Gut —"

„Und Euch, edler Ritter, dürfte ich mir erlauben Euch vorzuschreiben, möchte ich bitten, Euch unter die Edeln zu mischen — die tiefste Verachtung gegen mich und das Volk an den Tag zu legen, und sie nach Euern Kräften noch fester in falscher Sicherheit einzuwiegen. Mittlerweile könntet Ihr in der Stille so viele von den Söldlingen als unter Eurem

Einfluß stehen, von Rom wegziehen und die Edeln ihrer einzigen Vertheidiger berauben. Wenn Ihr diese kühnen Krieger in den Schlupfwinkeln der Berge, einen Tagmarsch von hier, versammelt, könnten wir sie im Fall der Noth herbeirufen und sie werden mitten in unserm Aufstand an unsern Thoren erscheinen, von den Edeln als ihre Befreier begrüßt, aber in der That Verbündete des Volks. Wenn unsre Feinde ihren Irrthum entdecken, werden sie in Bestürzung und Verzweiflung aus der Stadt fliehen."

„Und ihre Einkünfte und Herrschaft werden das Besitzthum des kühnen Soldaten und des schlauen Demagogen!" rief Montreal mit Lachen.

„Herr Ritter, die Theilung soll gleich werden!"

„Einverstanden!"

„Und jetzt, edler Montreal, eine Flasche von unsrem besten Weinberg!" sagte Rienzi den Ton ändernd.

„Ihr kennt die Provenzalen!" versetzte Montreal lustig.

Der Wein ward gebracht, das Gespräch wurde frei und vertraulich und Montreal, dessen Schlauheit erworben, dessen Offenheit natürlich war, verrieth unbedacht Rienzi mehr von seinen geheimen Entwürfen und seinem Ehrgeitz, als er im Sinn gehabt hatte. Sie schieden dem Anschein nach als die besten Freunde.

„Beiläufig," sagte Rienzi als sie den letzten Pokal leerten, „Stephan Colonna begibt sich nach Corneto mit einer Fuhre Korn, am 19ten. Wäre es nicht gut, wenn Ihr Euch ihm anschlößet? Ihr könnt die Gelegenheit benützen, Mißvergnügen unter den ihn auf diesem Zug begleitenden Miethsoldaten auszustreuen und sie für unsern Plan zu gewinnen."

„Ich dachte zuvor schon daran," versetzte Montreal, „es soll geschehen. Für jetzt, lebt wohl!"

„Sein Roß und sein Schwert,
Seine Dame, die Rose,
Hält Orlando werth
Allein, der Furchtlose.

Glück sog der Norman
An des Schicksals Brust;
Seine Lust ist sein Ruhm.
Sein Ruhm seine Lust."

Diese kunstlosen Reime sang der Ritter indem er seinen Mantel umwarf, grüßte Rienzi mit der Hand und entfernte sich.

Rienzi beobachtete die sich entfernende Gestalt seines Gastes mit dem Ausdruck von Haß und Furcht in seinen Zügen. „Gebt diesem Menschen die Macht," murmelte er, „so kann er ein zweiter Totila *) werden! Mich dünkt, ich sehe in seinem um sich greifenden trotzigen Wesen — durch alle die Maske von Munterkeit und ritterlicher Anmuth

*) Einige Jahre nachher erklärte Innocens VI. Montreal für schlimmer als Totila.

hindurch — die wahre Personifikation unsrer alten gothischen Feinde. Ich denke ich habe ihn eingelullt. Wahrlich, zwei Sonnen könnten eben so gut an Einem Himmel stehen, als Walther von Montreal und Cola di Rienzi in derselben Stadt leben. Die Sternkundigen sagen Einem, man empfinde eine geheime unwiderstehliche Abneigung gegen diejenigen, deren astralische Einflüsse sie bestimmen Einem Uebel zuzufügen; einen solchen Widerwillen empfind' ich gegen jenen schönen Mörder. Kreuze nicht meine Bahn Montreal! — Kreuze nicht meine Bahn!"

Unter diesem Selbstgespräch kehrte Rienzi ins Innre seines Hauses zurück, begab sich auf sein Zimmer und ward diese Nacht nicht mehr gesehen.

## Fünftes Kapitel.

### Der Zug der Barone. Der Anfang vom Ende.

Es war der Morgen des 19. Mai's, die Luft war frisch und hell, die Sonne, eben aufgegangen, schien lustig auf die blitzenden Helme und Speere einer glänzenden Schaar bewaffneter Reiter, welche durch die lange Hauptstraße Roms daherzog. Das Wiehern der Rosse, das Rasseln der Hufe, der Glanz der Rüstungen, das Hin- und Herwogen der Panniere, geschmückt mit den stolzen Abzeichen der Colonna — bot eines der fröhlichen und prächtigen

Schauspiele dar, wie sie dem Mittelalter eigenthümlich waren.

An der Spitze der Truppe auf einem derben Schlachtroß, ritt Stephan Colonna. Zu seiner Rechten war der Ritter von der Provence, mit gewandter Hand ein leichtes aber feuriges arabisches Pferd zügelnd; hinter ihm folgten zwei Knappen, einer sein Streitroß führend, der andre Lanze und Helm tragend. Zur Linken von Stephan Colonna ritt Adrian, ernst und schweigend und gab nur einsylbige Antworten auf das fröhliche Geplauder des Provenzalen. Eine ansehnliche Anzahl von der Blüthe der römischen Edeln folgte dem alten Baron, und das Ende des Zugs bildete eine geschloßne Reihe fremder, vollständig gewaffneter Reiter.

Auf den Straßen war kein Volksgewühl. Die Bürger betrachteten mit anscheinender Gleichgültigkeit aus ihren halb verschloßnen Läden den Aufzug.

„Haben denn diese Römer keine Leidenschaft für Spektakel?" fragte Montreal. „Wären sie leichter zu belustigen, so wären sie leichter zu regieren."

„Oh, Rienzi und solche Schalksnarren belustigen sie. Wir verstehen es besser — wir schrecken sie!"

„Was singt der Troubadour, Signor Adrian?" sagte Montreal.

„Lächeln, falsch Lächeln das ist eine Schule
Für den der gelangt zum Herrscherstuhle;
Es fällt die Starken, den Schönen es zwingt,
Könige betrügt es und Staaten es verschlingt
Lächeln, falsches Lächeln!

Finstere Blicke uns selbst verrathen,
Schrecken Schöne und spornen Tapfre zu Thaten,
Stacheln den Stolz der durch Blut wird heil,
Mischen die Kugeln und spitzen den Pfeil.
Finstre, falsche Blicke!"

„Das Lied ist von Frankreich, Signor, aber mich dünkt, es hat seine Weisheit aus Italien geholt; denn das Schlangenlächeln ist die eigenthümliche Auszeichnung Eurer Landsleute und die finstern Blicke stehen ihnen übel."

„Mich dünkt, Herr Ritter," versetzte Adrian mit Schärfe, denn er war über den Hieb zornig — „Ihr habt uns finstre Blicke gelehrt; — eine Tugend bisweilen!"

„Aber keine Klugheit, wenn die Hand nicht behaupten kann was die Stirne gedroht," erwiederte Montreal hochmüthig, denn er hatte viel von jener französischen Lebhaftigkei die oft seiner Klugheit voraneilte; und er hatte gegen Adrian seit ihrem Gespräch in Adrian's Pall ast eine geheime Bitterkeit gefaßt.

„Herr Ritter," versetzte Adrian die Farbe wechselnd, „unsre Unterhaltung könnte zu wärmeren Worten führen als mir lieb wäre gegenüber von einem Mann, der mir einen so tapfern Dienst geleistet."

„Nun denn so laßt uns auf die Troubadours zurückkommen," sagte Montreal gleichgültig. „Verzeiht mir, wenn ich nicht hoch denke von italienischer

Ehre und italienischer Tapferkeit; Eure Tapferkeit erkenne ich an, denn ich war Zeuge davon, und Tapferkeit und Ehre gehen Hand in Hand — laßt Euch das genügen."

Adrian wollte eben antworten, als sein Auge plötzlich auf die stattliche Gestalt Cecco del Vecchio's fiel, der seine entblösten schwarzen Arme auf seinen Amboß stemmte, und lächelnd die Gruppe anstarrte. In diesem Lächeln lag etwas, das den Gedanken Adrian's eine andre Wendung gab, und das er nicht ohne ein unerklärbares Mißbehagen ansehen konnte.

„Ein starker Kerl, das," sagte Montreal, den Schmied ebenfalls in's Auge fassend. „Ich würde ihn gern anwerben. Bursch!" rief er laut, „Ihr habt einen Arm der eben so gut taugte das Schwert zu schwingen als es zu schmieden. Verlaßt Euern Amboß und folgt dem Glücke des Fra Moreale!"

Der Schmied schüttelte den Kopf. „Herr Cavalier," sagte er ernst, „wir armen Leute haben keine Leidenschaft für den Krieg, es gelüstet uns nicht, Andre zu tödten — wir verlangen nur selbst zu leben — wenn Ihr uns das lasset!"

„Bei der heiligen Mutter eine sklavische Antwort! aber Ihr Römer —"

„Seyd Sklaven!" unterbrach ihn der Schmied und wandte sich weg ins Innere seiner Schmiede.

„Der Hund ist meuterisch!" sagte der alte Colonna; und wie die Schaar vorüberzog, hatten die rohen Fremden, von ihren Führern aufgemuntert,

Jeder einen Schimpf oder Scherz, in einer barbarisch geradebrechten Sprache vorgebracht, für den schwerfälligen Riesen, als er wieder im Vordergrund seiner Schmiede erschien, sich wie zuvor auf den Amboß stemmte, und durch kein Zeichen zu erkennen gab, daß er auf diesen Hohn achtete, als durch eine stärkere Röthe seines schwärzlichen Gesichts, und so zog die schmucke Gesellschaft durch die Straßen und verließ die ewige Stadt.

Eine lange Zwischenzeit tiefer Stille, allgemeiner Ruhe in ganz Rom trat nun ein; die Kaufläden waren erst halb geöffnet, Niemand ging an sein Geschäft; es war wie der Anfang eines Festtages, wo der Müssiggang der Freude vorangeht. Um Mittag konnte man einige wenige kleine Menschengruppen in den Straßen herum zerstreut sehen die unter einander flüsterten, aber sich bald zerstreuten, dann und wann eilte ein einzelner Wandrer, meist in die langen Röcke gekleidet, wie sie die Gelehrten trugen, oder in der noch finsterern Tracht der Mönche, rasch die Straße nach der Kirche St. Maria von Egypten, ehmals der Tempel der Fortuna, hinauf. Dann war wieder alles einsam und wie ausgestorben. Plötzlich hörte man den Ton einer einzelnen Trompete! Er nahm zu, er schmetterte ins Ohr. Cecco del Vecchio sah von seinem Amboß auf. Ein einzelner Reiter ritt langsam an der Schmiede vorbei und that einen langen lauten Stoß in die Trompete, die an seinem

Hals hing, als er in die Mitte der Straße kam. Dann sah man eine Menschenmasse plötzlich und wie durch Zauber aus allen Winkeln und Ecken auftauchen, die Straße wimmelte von Volkshaufen; aber die Stille wurde nur durch den Hall ihrer Tritte und ein leises und deutliches Gemurmel unterbrochen. Wieder stieß der Reiter in seine Trompete, gleichsam um Aufmerksamkeit zu gebieten und als die Note geblasen war rief er laut: „Freunde und Römer! Morgen mit Tagesanbruch finde sich Jedermann unbewaffnet vor der Kirche St. Angelo ein. Cola di Rienzi ladet die Römer ein, für die Wohlfahrt Roms Sorge zu tragen.“ Ein Jubelruf, der den Grundstock der sieben Hügel zu erschüttern schien, brach beim Schluß dieser kurzen Aufforderung aus; der Reiter ritt langsam weiter und die Menge folgte ihm. Das war der Anfang der Revolution!

## Sechstes Kapitel.

### Der Verschwörer wird die obrigkeitliche Behörde.

Um Mitternacht, als die übrige Stadt in Ruhe gesunken schien, strömte der Glanz von Lichtern durch die Fenster der Kirche St. Angelo. Die langen und feierlichen Noten heiliger Musik, von den wiederhallenden Flügeln hertönend, durchhallten in häufiger Wiederkehr die Luft. Rienzi betete in der

Kirche; dreißig Messen nahmen die Stunden von Nacht bis Morgen in Anspruch; und jede Sanktion der Religion ward angerufen um das Unternehmen der Freiheit zu heiligen. *) Die Sonne war längst aufgegangen, das Volk hatte sich längst vor der Kirchthüre versammelt und bedeckte in langen Zügen alle dahin führenden Straßen — als die Kirchenglocke lang und fröhlich läutete; und als sie aufhörte, stimmten die Chöre innen folgende Hymne an, in welcher auf überraschende, obwohl etwas barbarische Weise der Geist des classischen Patriotismus, mit der Glut religiösen Eifers vermählt war:

### Die römische Freiheitshymne.

**Berge, jauchzt im Siegestone! **)**<br>
**Auf dem Siebenhügelthrone**<br>
**Schmückt dich, Rom, auf's Neu' die Krone!**<br>
**Jubelt laut!**

---

*) In der That, ich vermuthe, wenn je das Leben Cola di Rienzi's von einer der Aufgabe gewachsenen Hand wird beschrieben werden, wird es sich zeigen, daß ein kräftiges, religiöses Gefühl sich mit dem politischen Enthusiasmus des Volks verband — das religiöse Gefühl einer noch unzeitigen, unvorbereiteten Reformation, das Vermächtniß Arnolds von Brescia. Jedoch war dasselbe nicht ein gegen die Priester feindselig gerichtetes, sondern von ihnen begünstigt; die vornehmsten Mönchsorden erklärten sich für die Revolution.

**) Exultent in circuitu vestro Montes — so fängt der durch Hoksemius aufbehaltne Brief Rienzi's an den Senat und das römische Volk an.

Well' und Thal fallt ein im Chor:
Aus des Grabes Lorbeerthor
Schaut, Ihr alten Helden, vor;
Jubelt laut!

Bleiches Gespenst, wer bist du? Schaut!
Aus der Zeit dunkeln Tiefen
Schwebt's, gleich Winden, die schliefen
Bis der Donner sie weckt und der Himmel ergraut.

Eine Schattengestalt — wie ein Riesengeist
Mitten im wehrhaften Schwarm es sich weist;
Das Leichenhemd flattert um schaurige Glieder,
Seiner Gegenwart Graun drückt das Sonnenlicht nieder;
Die zitternde Welt schaut voll Bangigkeit —
Gruß dem Geist der gewalt'gen Vergangenheit:
Gruß, ja Gruß!

Wie wir sprechen und grüßen — rührt sich's und spricht;
Aus den Knospen am Kranz junger Lorbeer bricht;
Wie aus bergender Nacht strahl der Sonne Gefunkel:
Wird der Schatten — Gestalt, und Licht wird das Dunkel!
Gruß, ja Gruß!

Der Geist der Vergangenheit kam
Wieder zurück in die Herzen von Rom,
Und an dem alten heimischen Strom
Neu er die Herrschaft übernahm.

O Fama bring mit Prophetenmunde
Den Enden der Erde diese Kunde!
Wo sich der Stolz der Herrschaft erfrecht,
Wo vom Frevel erdrückt ist das Recht, —
Wo nur dämmernd das Taglicht scheint
In Zellen, drin der Gefangne weint —
Dahin flieg mit Trompetenschalle
Und belehre die Völker alle:

Auf den Hügeln wo die Heroen thronten,
In den Tempeln wo die Heiligen wohnten,
Im Kaisersaal, in der Märtyrer Kammer
Weckt die Schläfer der Freiheitsglocke Hammer;
Der Vandalen und Gothen Reich ist vorbei —
Den Römertritt fühlt die Erde auf's neu!

Als der Gesang zu Ende war, wurde das Thor der Kirche geöffnet; die Menge wich auf beiden Seiten zurück und unter Vortritt von drei jungen Edeln geringerer Stufe, welche Panniere mit allegorischen Abbildungen, den Triumph der Freiheit, Gerechtigkeit und Eintracht vorstellend, trugen, schritt Rienzi heraus, in vollständiger Waffenrüstung, nur ohne den Helm auf dem Haupt. Sein Antlitz war bleich vom Wachen und heftiger Aufregung — aber tiefsinnig, ernst und feierlich ruhig und der Ausdruck desselben verwehrte so sehr jeden lärmenden und gemeinen Ausbruch der Empfindungen, daß, die ihn sahen, den Ruf auf ihren Lippen zurückhielten und durch augenblickliche Stimmen der Mißbilligung die Glückwünsche der Menge hinter ihnen zum Schweigen brachten. Neben Rienzi schritt Raimund, der Bischof von Orvieto, und zwei und zwei marschiernd folgten ihnen hundert Gewaffnete. In tiefer Stille begann der Zug, bis, als man sich dem Capitol näherte, die Scheue des Volkes allmälig sich verlor und tausend und aber tausend Stimmen die Lüfte mit Ausrufen des Jubels und Triumphs erfüllten.

Am Fuß der großen Treppe angekommen, welche damals den Hauptweg auf den Platz des Capitols bildete, machte der Zug Halt; und als das Volk den großen, vorliegenden Raum angefüllt — geziert und geheiligt durch viele der majestätischsten Säulen von alten Tempeln — redete Rienzi die Einwohner Roms an, die er plötzlich zu einem Volk erhoben hatte.

Er schilderte kräftig die Sklaverei und das Elend des Volks — die völlige Gesetzlosigkeit — den Mangel selbst der alltäglichen Sicherheit für Gut und Leben. Er erklärte daß er, ungeschreckt durch die Gefahr der er sich aussetzte, sein Leben der Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes weihe, und forderte feierlich das Volk auf, das Unternehmen zu unterstützen und die Revolution zugleich zu sanktioniren und zu befestigen durch Stiftung eines Gesetzbuchs und eine maßgebende Versammlung. Dann ließ er durch den Herold den Entwurf und Umriß der Constitution der Menge vorlesen.

Sie schuf, oder vielmehr rief durch neue Rechte und Gewalt verstärkt, wieder ins Leben — eine stellvertretende Versammlung von Räthen. Sie verkündigte, als ihr erstes Gesetz, eines, das unsern glücklichern Zeiten ziemlich einleuchtend erscheint, aber bisher in Rom nicht war in Anwendung gebracht worden: Jeder vorsätzliche Mord soll, ohne Unterschied des Standes mit dem Tod bestraft werden. Sie schrieb vor, daß kein Privatmann, Edler oder Bürger feste Burgen und Schlößer in der Stadt oder auf dem Land halten dürfe; daß die Thore und Brücken des Staats unter der Aufsicht der zu ernennenden höchsten Obrigkeit stehen sollten. Sie verbot alle Hegung von Söldnern, Freibeutern und Räubern bei Strafe von tausend Mark Silbers und machte die Barone, die im Besitz

der benachbarten Ländereien waren, für die Sicherheit der Straßen und den freien Zug der Kaufmannsgüter verantwortlich. Sie stellte die Wittwen und Waisen unter den Schutz des Staats. Sie ordnete in jedem Quartier der Stadt eine bewaffnete Miliz an, welche das Anschlagen der Glocke auf dem Kapitol in jeder Stunde zum Schutz des Staats versammeln konnte. Sie befahl, daß in jedem Hafen der Küste ein Schiff stationirt werden sollte, zur Sicherung des Handels. Sie setzte eine Summe von hundert Goldgulden aus für die Erben jedes in der Vertheidigung Roms gefallnen Mannes, und widmete die öffentlichen Einkünfte dem Dienst und dem Schutz des Staats.

So, gemäßigt zugleich und wirksam war die neue Verfassung in ihrem Grundriß; und der Leser mag zu seiner Unterhaltung erwägen, wie groß die vorherige Unordnung in der Stadt gewesen seyn mochte, wenn die gemeinsten und rohesten Vorkehrungen der Gesittung und öffentlichen Sicherheit den Inhalt des vorgeschlagnen Gesetzbuchs und die Grenzen eines Volksaufstandes ausmachten.

Mit dem ausschweifendsten Jubelgeschrei wurde diese Skizze der neuen Constitution aufgenommen; und unter dem Jauchzen erhob sich die riesige Gestalt des Cecco del Vecchio. Trotz seines Standes war er ein Mann von großer Wichtigkeit in der jetzigen Krise; sein Eifer und Muth und vielleicht noch mehr seine blinde Leidenschaftlichkeit und hartnäckiges Vorurtheil hatten ihn beim Volk beliebt gemacht. Die niedern Classen der Handwerker betrachteten ihn als ihr Haupt und ihrer Vertreter; jetzt sprach er laut und furchtlos — und er sprach gut, weil sein Herz voll war von dem was er zu sagen hatte.

„Landsleute und Bürger! diese neue Verfassung erhält Euern Beifall — das muß sie auch. Aber was sind gute Gesetze, wenn wir nicht rechtschaffne Männer haben, sie zu vollziehen? Wer könnte ein Gesetz besser vollziehen als der, welcher es entworfen? Wenn Ihr von mir verlangt, Euch das Verfahren anzugeben um einen guten Schild zu fertigen, und mein Verfahren gefällt Euch: würdet Ihr es bei mir oder bei einem andern Schmied bestellen? Wenn bei einem andern, so kann er Euch wohl einen guten Schild fertigen, aber es wird nicht derselbe werden, den ich Euch gemacht hätte und dessen Beschreibung Euch befriedigte. Cola di Rienzi hat ein Gesetzbuch vorgeschlagen, das unser Schild seyn soll. Wer soll darauf sehen, daß der Schild werde wie er ihn vorgeschlagen, wer als Cola di Rienzi? Römer, ich trage darauf an, daß Cola di Rienzi vom Volk mit der Vollmacht, unter welchem Namen er will, beauftragt werde, die neue Verfassung ins Leben treten zu lassen; — und was auch die Mittel seyen — wir, das Volk, wollen ihm jedes Haar auf dem Haupt bewachen!“

„Lang lebe Rienzi! lang lebe Cecco del Vecchio! Er hat gut gesprochen! Niemand als der Gesetzgeber sey der Regent!“

Solche Zurufe begrüßten des Gelehrten ehrgeiziges Herz. Die Stimme des Volks bekleidete ihn mit der höchsten Gewalt. Er hatte eine Republik geschaffen, um wenn er darnach gelüstete ein Despot zu werden!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

Rienzi der letzte Tribun ; ein Roman ; in sieben Bändchen

Bd.: 2

1836

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB G 17(49/51#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419921-9